
Berliner Debatte

Initial

3

27. Jg. 2016

Leben mit der Krise

Was Narrationen
offenbaren

Land,
Kläerner

Knabe

Arbeitslos
in Panama

Leckert

Sabou
auf der Flucht

Irrlitz

Autoritarismus

Wiesner

elektronische Sonderausgabe
der Druckfassung mit
ISBN 978-3-945878-10-0
www.berlinerdebatte.de

Soziologie
der Drohne

Autorinnen und Autoren

Stephan Brandt, M. A.,
Soziologe, Universität Hamburg

Ulrich Busch, Doz., Dr. habil.,
Finanzwissenschaftler, Leibniz-Sozietät der
Wissenschaften zu Berlin

Hagen Fischer, M. A.,
Soziologe, Universität Rostock

Wladislaw Hedeler, Dr.,
Historiker, Berlin

Gerd Irrlitz, Prof. em. Dr.,
Philosoph, Humboldt-Universität zu Berlin

Sylvia Keim, Dr.,
Soziologin, Universität Rostock

Andreas Klärner, Dr. phil. Dr. rer. pol. habil.,
Soziologe, Universität Rostock

Adrian Klein, M. A.,
Islam- und Politikwissenschaftler, Martin-
Luther-Universität Halle-Wittenberg

André Knabe, M. Sc.,
Sozialwissenschaftler, Universität Rostock

Rainer Land, Dr. sc. oec.,
Philosoph und Wirtschaftswissenschaftler,
Thünen-Institut, Potsdam

Max Leckert,
Studierender Master Soziologie,
Eberhard Karls Universität Tübingen

Axel Rüdiger, Dr.
Politikwissenschaftler, Universität
Hildesheim

Sandra Schmidt, Dr.,
Ökonomin, Mannheim

Ulrich van der Heyden, PD Dr. Dr. Dr.,
Historiker und Politikwissenschaftler,
Humboldt-Universität zu Berlin

Juliane Victor, M. A.,
Politik-, Medien- und Kommunikationswis-
senschaftlerin, Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg

Ina Wiesner, PhD,
Sozialwissenschaftlerin, Zentrum für Mili-
tärsgeschichte und Sozialwissenschaften der
Bundeswehr, Potsdam

Basil Wiese, M. A.,
Soziologe, Katholische Universität Eichstätt-
Ingolstadt

Leben mit der Krise: Was Narrationen offenbaren

Zusammengestellt von Rainer Land und Andreas Klärner

LEBEN MIT DER KRISE WAS NARRATIONEN OFFENBAREN		<i>Hagen Fischer</i> „Ich muss immer genau wissen, was ich zu tun hab.“	
Editorial	3	Jürgen Nobel braucht Sicherheit	40
<i>Rainer Land, Andreas Klärner</i> Leben mit der Krise. Was Narrationen offenbaren	4	<i>Rainer Land</i> Zwischen Eigensinn und Hilflosigkeit. Lebenskonstruktionen in einer ländlichen Krisenregion	44
<i>Andreas Klärner</i> Jenseits der Arbeitsgesellschaft. Joachim Wiechert auf der Suche nach Normalität	16	* * *	
<i>André Knabe</i> Arbeitslos in Panama. Annemarie Kolkowski tut, als ob nichts wäre	22	<i>Gerd Irrlitz</i> Das autoritäre Bewusstsein und der autoritäre politische Flügel in der finanzmonopolistischen Industriegesellschaft. Teil 2	61
<i>Max Leckert</i> Nicht vorwärts und nicht zurück. Sabou Abani ist immer noch auf der Flucht	27	<i>Axel Rüdiger</i> Griechenland, die Flüchtlinge und der neue Populismus in Europa	79
<i>Sylvia Keim</i> Alleinerziehend, arbeitslos, perspektivlos? Anne Wegner zwischen Familienmanagement und Erschöpfung	30	<i>Sandra Schmidt</i> Ein neues Geldsystem für eine zukunftsfähige Wirtschaft	88
<i>Stefan Brandt</i> Arrangements mit und Sinnbezüge zu prekären Erwerbssituationen. Detlef Krug: „Ich kann’s ja doch nich ändern“	35	<i>Ina Wiesner</i> Eine Soziologie der Drohne	103
		<i>Ulrich van der Heyden</i> Kwame Nkrumah im deutsch- deutschen Spannungsverhältnis	117

BESPRECHUNGEN UND REZENSIONEN

Franka Schäfer, Anna Daniel,
Frank Hillebrandt (Hg.):
Methoden einer Soziologie der Praxis
Besprochen von *Basil Wiese* 133

John Komlos:
Ökonomisches Denken
nach dem Crash
Rezensiert von *Ulrich Busch* 139

William Zimmerman:
Russland regieren.
Von Lenin bis Putin
Rezensiert von *Wladislaw Hedeler* 143

Harald Bluhm, Skadi Krause (Hg.):
Alexis de Tocqueville.
Analytiker der Demokratie
Rezensiert von *Adrian Klein* 145

Jürgen Manemann:
Der Dschihad und der Nihilismus
des Westens. Warum ziehen junge
Europäer in den Krieg?
Rezensiert von *Juliane Victor* 150

NACHRUF

Jan Wielgoths (1957 – 2016) 152

Editorial

Der jährlich erscheinende „Bericht der Bundesregierung zum Stand der Deutschen Einheit“ stößt meist kaum auf öffentliche Resonanz. In diesem Jahr war das anders. In ungewohnt deutlichen Worten weist der aktuelle Bericht auf die Gefahr hin, die Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit für Ostdeutschland darstellen: Auf dem Spiel stehe der gesellschaftliche Frieden, aber auch die nach wie vor fragile ökonomische Entwicklung werde durch rechtsextreme Gewalt und fremdenfeindliche Übergriffe zunehmend bedroht.

Der Hass und die Wut, die in Angriffen auf Flüchtlinge zum Ausdruck kommen, geben ebenso zur Besorgnis Anlass wie der Aufstieg autoritär-populistischen Protests in Gestalt von AfD und Pegida. *Gerd Irrlitz* setzt in seinem Beitrag die Analyse autoritären Bewusstseins und autoritärer Politik fort und fragt nach Zusammenhängen zur ökonomischen und sozialen Krise der Gegenwart.

Von dieser Krise, die nach wie vor und in besonderer Weise Ostdeutschland betrifft, gehen auch die Beiträge des Themenschwerpunkts aus. Sie betrachten dabei nicht makroökonomische und sozialstrukturelle Entwicklungen, sondern nehmen eine mikrosoziologische Perspektive ein: Die Autor(inn)en richten den Blick auf Individuen und deren Lebenswelt. Sie stellen Menschen vor, die nicht nur wegen ihrer eingeschränkten Handlungsspielräume „im Dunkeln“ sind, sondern auch deshalb, weil sich fast niemand für ihr Schicksal interessiert. Für diese Ausgeschlossenen und Vergessenen ist Krise nicht Augenblickserfahrung oder Übergangsphänomen, sondern ein Dauerzustand, mit dem sie sich irgendwie arrangiert haben – allerdings nicht nur resignativ, verbittert oder hilflos, sondern durchaus auch schöpferisch und mit einem gewissen Gleichmut.

In ihrer Einleitung legen *Rainer Land* und *Andreas Klärner* den konzeptionellen Rahmen des Themenschwerpunkts dar und erläutern, wie individuelle Lebenskonstruktion und soziale Lage im Zusammenhang erforscht werden können. Zugleich stellen sie die sieben Schwerpunktbeiträge und ihre Protagonisten vor, deren Geschichten ebenso berührend wie erhellend sind.

Die in Heft 1/2016 von Ulrich Busch angestoßene Debatte über Nutzen und Nachteil von Vollgeld-Konzepten führt *Sandra Schmidt* weiter. In ihrem Beitrag plädiert sie für ein neues Geldsystem und skizziert dessen Umriss. An die Schwerpunkte zum Krieg ohne Heimatfront (Heft 2/2014) und zum Kampf gegen den Terror (Heft 1/2016) knüpft *Ina Wiesner* an, indem sie den Einsatz unbemannter Luftfahrzeuge, sogenannter Drohnen, unter soziologischen Gesichtspunkten untersucht.

In eigener Sache haben wir eine traurige Nachricht zu vermelden: Im August ist unser Redakteur Jan Wielgoths plötzlich und unerwartet mit 59 Jahren verstorben. Jan Wielgoths gehörte seit den Anfängen zu *Berliner Debatte Initial* und hat seitdem die Zeitschrift geprägt, von 2007 bis 2013 auch als verantwortlicher Redakteur. Er hat unser Journal auch durch schwierige Zeiten mit großem Engagement und voller Zuversicht gesteuert. Bis zuletzt warb er Artikel ein, übersetzte Manuskripte und entwickelte Konzepte für zukünftige Hefte. Jan Wielgoths hinterlässt eine traurige Redaktion, die ihm sehr viel verdankt und mit ihm einen ihrer versiertesten Mitstreiter verliert. Der Nachruf am Ende dieses Heftes würdigt Jans Schaffen und trägt Erinnerungen von Freunden, Kollegen und Weggefährten zusammen.

Thomas Müller

Rainer Land, Andreas Klärner

Leben mit der Krise

Was Narrationen offenbaren

Im vorliegenden Schwerpunkt erzählen wir Geschichten von mehr als zwanzig Menschen, die in Armut leben und von sozialstaatlichen Transferleistungen abhängig sind. Die Darstellungen basieren auf Interviews oder Gesprächen, die die Autoren geführt und manchmal durch Beobachtungen oder durch eingesehene Dokumente ergänzt haben.

Die Interviews wurden bis auf eins im Rahmen einer Studie „Gesichter der Armut in der Stadt und im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns“ durchgeführt (Klärner u.a. 2015). Sie liegen der dort veröffentlichten zusammenfassenden Beschreibung typischer Armutskonstellationen zu Grunde und sind in der Langfassung der Studie enthalten.

Im vorliegenden Heft publizieren wir die mehr oder weniger überarbeiteten Fallgeschichten aus einer anderer Perspektive: Eingebettet in einen biographietheoretischen Rahmen eignet sich das Material nämlich, um die Differenz und den Zusammenhang von gesellschaftlichen Problemlagen und individuellen Lebenswelten herauszuarbeiten. Letzlich geht es um die in der soziologischen Debatte umstrittene Frage, ob und wie Individuen und Individualität Gegenstände von Soziologie sein können oder gar müssen.

Leben mit der Krise

Die Geschichten beschreiben soziale Lagen in einer Krise. Die Krise ist einerseits die Langzeitfolge des Umbruchs in Ostdeutschland, der viele Menschen entwurzelte und die Sozialisationsprozesse der nachfolgenden Generationen

behinderte. Nicht alle haben zu einem erfüllten Leben zurückgefunden, viele Jugendliche und junge Erwachsene verließen die Region und ein großer Anteil der Zurückgebliebenen fand keinen erfolgreichen Einstieg in das Erwerbsleben. In einigen Regionen haben Deindustrialisierung und Abwanderung zu massenhafter Erwerbslosigkeit, Verödung der Dörfer und Landstädte und zur Perspektivlosigkeit für vermutlich zwei oder drei Generationen geführt. Besonders die Geschichten aus ländlichen Krisenregionen berichten davon.

Die Krise ist aber auch zurückzuführen auf langfristige Transformationsprozesse der kapitalistischen Ökonomien, die durch die Vereinigungsumbrüche verstärkt wurden, längst aber nicht nur in Ostdeutschland zu beobachten sind: der Wandel von einem fordistischen, auf industrieller Produktion beruhenden Wirtschaftsmodell steigenden Wohlstands hin zu einer sich deindustrialisierenden, auf Technisierung und Digitalisierung basierenden Dienstleistungsökonomie, die durch zunehmende Ungleichheit geprägt ist und große regionale Unterschiede und soziale Segregation in ganz Europa verstärkt. Die Entstehung des Billiglohnssektors, Deindustrialisierungsschübe, Abbau von Subventionen in der Montan- und Stahlindustrie, Verschwinden einfacher Helfertätigkeiten, die Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse und sinkende Infrastrukturinvestitionen, die steigende Arbeitslosigkeit und der Umbau des fürsorgenden zum aktivierenden Sozialstaats (vgl. Lessenich 2008; Klärner/Knabe 2016) im Zuge der Agenda 2010-Reformen wären zu nennen.

Diese zweite Krise hat die Umbruchfolgen in Ostdeutschland überformt und die Bewältigung der Umbruchkrise verzögert, vielleicht sogar ganz verhindert. Die Krise ist inzwischen in einigen Regionen Deutschlands (und nicht nur dort) chronisch verfestigt; in Nordostdeutschland, wo die meisten der Interviews geführt wurden, überwiegen die Krisenregionen flächenmäßig. Prosperierende Städte oder Regionen sind die Ausnahme. Hinzu kommen Krisenlagen, die durch besondere Konstellationen bedingt sind: Alleinerziehende, ein aus der Heimat vertriebener Afrikaner, Kranke, Alte, Einsame.

Was sagen uns die hier abgedruckten Geschichten? Sie erzählen, wie der Einzelne in einer bestimmten sozialen Lage, die zunächst als gegeben genommen wird, sein eigenes Leben konstruiert, führt und reguliert, ihm einen Sinn gibt. Dabei kann die eigene Lage als unveränderbar, veränderbar oder auch veränderungsnotwendig erscheinen, das eigene Handeln auf Erleiden oder Verändern gerichtet sein, auf das Verändern des Selbst oder das der Umstände. Renitenz, Resignation und Depressionen sind beobachtbar.

Lebenskonstruktionen¹ können *fiktive* oder *irreale* Perspektiven und Orientierungen enthalten, nicht selten in Problemlagen: „Wenn ich Arbeit fände ...“, „Wenn meine Frau zurückkehrte ...“, „Wenn ich vom Alkohol loskäme ...“, „Ja, wenn ich nach Panama gehen könnte, dann ...“. Auch Fiktionen haben eine regulative Bedeutung, denn ohne eine fiktionale Perspektive und ohne einen Lebenssinn könnten manche Menschen vielleicht gar nicht funktionieren, nicht existieren. Lebenskonstruktionen beschreiben nicht einfach, was war oder ist, sondern sie sind *Deutungen, Deutungsexperimente*, mit denen Individuen ihr Leben verstehend zu gestalten versuchen – mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg.

Soziale Lage und Lebenskonstruktion sind die Bezugspunkte, unter denen wir die Erzählungen ausgewertet, sortiert und aufgeschrieben haben. Im Verhältnis von sozialer Lage und Lebenskonstruktion spiegeln sich Gesellschaft und Individuen wechselseitig.

Gesellschaft, Lebenswelten und Lebenskonstruktion

In den Beiträgen geht es nicht um die Beschreibung der *sozialen Lagen* als solcher, sondern um den in den Geschichten erkennbaren *Zusammenhang von sozialer Lage und individuellem Leben*, um jeweils einmalige *Lebenskonstruktionen*. Welches theoretische Modell liegt unserer Analyse von Lebenskonstruktionen mittels erzählter (biographischer) Geschichten zugrunde?

Bei der Beschreibung einer Gesellschaft muss zwischen den Strukturen von *Gesellschaftssystemen und gesellschaftlichen Organisationen*, den *sozialen Lagen* und den *individuellen Lebenskonstruktionen* unterschieden werden. Gesellschaft ist nicht die Summe der Individuen, auch nicht einfach deren Zusammenhang. Gesellschaft ist der Zusammenhang zwischen (a) der Selbstorganisation und Selbstreproduktion *gesellschaftlicher Systeme* (Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft u.a.), die dazu die Handlungen² von Individuen „benutzen“, und (b) dem Leben der *Individuen*, die sich und ihre *Lebenswelten* reproduzieren und gegebenenfalls verändern – und die dabei die Reproduktionsprozesse der Systeme „benutzen“.

Beide Ebenen funktionieren nur zusammen, nutzen sich wechselseitig (beuten sich aus, wirken zusammen, koevolvieren, kolonialisieren sich gegenseitig), sind aber nicht identisch. Menschliche Gesellschaften bestehen nicht einfach aus interagierenden, tauschenden oder kooperierenden Individuen; die materielle und kommunikative Infrastruktur menschlicher Gesellschaften ist nicht einfach nur ein zwischen Individuen gesetztes Produktions- und Kommunikationsmittel. Materielle und kommunikative Infrastrukturen generieren sich selbst organisierende Systeme, die zwar nur durch das Handeln der Individuen funktionieren. Aber Individuen müssen so handeln, dass sie Systeme reproduzieren und entwickeln, weil sie nur dann auch selbst leben können in der Symbiose von Systemen und Lebenswelten. Ohne individuelles Handeln wären die Systeme tot, aber das gilt auch umgekehrt: Gesellschaftliche Individuen können nicht

leben ohne die aus ihnen evolutionär herausgearbeitete Welt sich selbst organisierender Gesellschaftssysteme. Das Herausarbeiten gesellschaftlicher Strukturen aus den unmittelbaren Interaktionsbeziehungen der Population, die Herausbildung von Gesellschaftssystemen mit eigener funktionaler Grundlage – materiell als Produktionsmittel, Infrastruktur, Technik und Technologie, kommunikativ in Sprachen, Recht, Wissenschaft, Religion und Kunst – scheint das Erfolgsgeheimnis der Menschwerdung gewesen zu sein.

Gesellschaftssysteme fallen nicht mit den Lebenswelten der Individuen zusammen, auch wenn Handlungen in der Regel sowohl Teil der Systemreproduktion als auch der Lebenswelten sind. Die Handlungen sind gleich, aber die Handlungsanschlüsse sind verschieden. Der Arbeiter in der Fabrik arbeitet, um z. B. ein Auto herzustellen und Kapital zu verwerten. Das ist der systemische Anschluss. Er arbeitet aber auch, um Geld zu verdienen und damit seine Familie zu versorgen und sein bzw. ihr Leben leben zu können. Gerade hier liegt das eigentliche Vermittlungsproblem: Handeln muss so reguliert werden, dass sowohl die Systemreproduktion funktioniert als auch die Lebenswelten der Individuen erhalten und reproduziert werden. Dies jedenfalls wäre die Sicht einer systemtheoretisch inspirierten Soziologie, die nicht nur Systeme beschreibt, sondern sich auch der Frage stellt, *was Individuen als gesellschaftliche Wesen* sind, wie sie wissenschaftlich beschrieben werden können und warum sie „systemgerecht“ handeln, wenn auch nicht immer. Unsere These lautet: Narrationen, vorzüglich biographische Geschichten, decken das Verhältnis von sozialer Lage und Lebenskonstruktion auf – ein Verhältnis, das weder deterministisch noch zufällig, aber immer einmalig ist. Jeder einzelne Mensch hat eine einmalige Geschichte, und wenn man sie erzählt, offenbaren sich soziale Lage und Lebenskonstruktion in ihrem wechselseitigen Bezug.

Gesellschaftliche Systeme organisieren Produktions- und Konsumtionsprozesse sowie Kommunikationen (rechtliche, politische, kulturelle, religiöse u.a.) in sich reproduzierenden und ggf. entwickelnden Abläufen, zu

Systemen: Systeme organisieren sich selbst. Akteure sind Organisationen (Betriebe, Behörden, Verbände, Vereine, Haushalte) und Individuen in bestimmten gesellschaftlichen *Rollen* (Arbeitnehmer, Unternehmer, Konsument, Staatsbürger, Mieter usw.). Nicht die Individuen als Individuen sind Bestandteil der Gesellschaftssysteme, sondern nur ihr Tun, ihre materielle oder kommunikative Tätigkeit, ihre Handlungen. Handeln in systemischen Zusammenhängen bedeutet, eine bestimmte Funktion auszuüben, die vom System vorgesehen und vorgegeben ist und die dann zwar durchaus auf individuelle Weise ausgeführt wird, aber eben nur in ihrem funktionalen Ergebnis in das System eingeht. Aufschlussreich dafür sind die Arbeiten der philosophischen Anthropologie, z. B. von Hellmuth Plessner (1924; 1937) oder Hans-Peter Krüger (1999).

Individuen sind nun aber nicht mit ihren Funktionen in systemischen Reproduktions- und Kommunikationszusammenhängen identisch. Vielmehr konstruiert jeder Mensch sein Leben auf eine ganz individuelle Art, verbindet die Handlungsanschlüsse der Systeme und sein eigenes Handeln zu seiner bzw. ihrer *Lebenswelt*, konstruiert Lebenssinn. Der Dualismus von systemischer und lebensweltlicher Reproduktion setzt die Fähigkeit voraus, *gesellschaftliche Rollen spielen* zu können und diese zugleich mit dem *eigenen individuellen Leben* zu verbinden und zu gestalten. Gäbe es diese Differenz zwischen individuellem Leben und systemischer Reproduktion nicht, wären die Individuen mit ihrer Rolle identisch, d. h. eigentlich gäbe es keine *Individuen*, sondern nur *Zombies*.³ Jeder Mensch wäre das und nur das, was seine Rollen aus und mit ihm machen. Tatsächlich aber macht jeder aus den möglichen Rollen, die im gesellschaftlichen Umfeld zunächst vorgegeben sind und uns vorgesetzt werden, etwas sehr Eigenes – und verändert zuweilen dabei die Rollen.

Lebenskonstruktion nennen wir die Konstruktion eines eigenen Lebens durch die *Kombination bestimmter gesellschaftlicher Rollen zu einem individuellen Lebensprozess*. Dieser hat mehrere zeitliche Dimensionen: den Tagesablauf, wöchentliche und jährliche Abläufe, Lebensabschnitte wie Kindheit, Ju-

gend, Erwachsenenalter, und schließlich den Lebensverlauf, die Biographie. Dabei werden bestimmte gesellschaftliche Rollen – Arbeit, Konsum, Haushaltsarbeit, Familienarbeit, Vereinsarbeit, bürgerschaftliche Rollen – auf eine durchaus individuelle Weise ausgeübt – was innovative Veränderungen der Rolle selbst zur Folge haben kann, z. B. wenn ein Arbeiter ein neues Verfahren anwendet, ein anderes Pausenregime fordert oder ein Vereinsmitglied erfolgreich eine neue Regel der Öffentlichkeitsarbeit einführt. Lebensweltliche Aktionen können Systemabläufe verändern, auch wenn sie diese zunächst als gegeben voraussetzen.

Zur Lebenswelt gehören aber nicht nur gesellschaftliche Rollen, individuell ausgeführt, sondern auch Handlungen, die nicht unmittelbarer Teil der Reproduktion eines Gesellschaftssystems sind. Ein großer Teil des individuellen Lebens ist Eigenarbeit und Kommunikation für das Selbst oder für eine Interaktionsgemeinschaft, die mehrere Individuen umfasst – Partner, Familie, Freunde – , aber kein Gesellschaftssystem und keine Organisation darstellt. Körper, Essen, Liebe, Kinder, Bewegung und Sport, viele Freizeitbetätigungen gehören dazu. Mittelbar sind zwar auch diese Tätigkeiten mit der gesellschaftlichen Reproduktion verbunden, beziehen Ressourcen aus der Gesellschaft und reproduzieren die Voraussetzung für die gesellschaftlich relevanten Handlungen des Einzelnen. Trotzdem ist der Unterschied wesentlich: Rollen müssen immer direkt Systemfunktionen realisieren, auch wenn dies auf individuelle Weise geschieht. Lebensweltliche Tätigkeiten sind funktional bezogen auf das Individuum und seine Interaktionsgemeinschaften, sind frei, insofern die Individuen sie selbst disponieren können (und disponieren müssen), und zwar möglichst so, dass ihr Leben funktioniert.

Das individuelle Leben besteht aus Handlungen in gesellschaftlichen Rollen *und* eigenen disponiblen Tätigkeiten der Selbstreproduktion – und gegebenenfalls der Selbstentwicklung. Beide zusammen ergeben die jeweilige Lebenswelt, die im Normalfall tagtäglich, in verschiedenen Lebensabschnitten und in der Biographie insgesamt einen *funktionierenden* Zusammenhang bildet – in sich und in Bezug

auf die Gesellschaftssysteme. Dieser kann mal mehr, mal weniger gut funktionieren, d. h. auch Krisen und ihre Bewältigung, Nichtbewältigung, Verdrängung und Kompensation gehören dazu. Solange man lebt, funktioniert der Zusammenhang der eigenen Lebenswelt mit den Systemstrukturen irgendwie – mehr oder weniger gut, mit oder ohne Perspektive, nur Tote haben keine irgendwie funktionierende Lebenswelt.

Lebenskonstruktion nennen wir die Art und Weise, in der jeder einzelne Mensch seine Handlungen – die in gesellschaftlichen Rollen und die disponiblen – zu einem Ganzen verbindet. Lebenskonstruktionen umfassen bestimmte Regeln, z. B. für den Tagesablauf, für den Umgang mit Rollen, die Motivation zur Erwerbsarbeit beispielsweise, die Haushalts- und Eigenarbeit, für den Umgang mit Freunden und Verwandten, bestimmte Orientierungen wie Karrieremuster, Perspektiven, Ziele, Wünsche, auch Visionen und gegebenenfalls Fiktionen. Mit diesen reguliert der einzelne Mensch sein individuelles Leben. Lebenskonstruktionen sind das regulative Zentrum einer Lebenswelt.

Wie kann man etwas über diese verborgene Mitte, den regulativen Kern eines Lebens herausfinden? Das Mittel der Wahl sind *Erzählungen*, insbesondere *biographische*, Berichte über bestimmte *Abläufe*, über *gewöhnliche* und *ungewöhnliche Situationen*. Narrationen verbinden Ereignisse – alltägliche oder biographische – zu einer sinnhaften, sinnvollen oder sinnlosen, aber irgendwie konsistenten Struktur, einem Plot. Beim Erzählen nutzt die erzählende Person genau die Konstruktionen, die sie auch benutzt, um das eigene Leben zu regulieren: Wörter und Sätze, Grammatik und Satzfolgen, sprachliche Gebilde. Warum können Geschichten und Biographien Lebenskonstruktionen aufdecken? Weil auch die praktische Regulation des Lebens weitgehend in sprachlicher Gestalt, in prospektiven Geschichten erfolgt – Geschichten über uns selbst und unser Umfeld, Geschichten, die wir uns selbst erzählen und die wir fortlaufend redigieren. Wenn wir überlegen, was wir in welcher Reihenfolge tun (außer bei automatisierten Routinen, die nicht bewusst sprachlich gesteuert werden

müssen), was wir anstreben oder unterlassen sollten, wie wir unserem Nachbarn begegnen usw., denken wir überwiegend in sprachlichen Konstruktionen. Weil wir unser bewusstes Leben sprachlich regulieren, können wir es auch erzählen. Sprache ist das Mittel, mit dem wir ein Modell von der Welt und uns selbst in der Welt bilden, das wir laufend aktualisieren und gegebenenfalls verändern. Allerdings bestimmten auch nichtsprachliche Emotionen die Lebenskonstruktionen, wobei sie in sprachliche Codes übersetzt und so kontrolliert werden können. Man mag jemanden oder mag ihn nicht, gefühlt. In sprachlich codiertes Handeln eingebaut, werden Gefühle rationalisiert: Man „erfindet“ Gründe und Erklärungen, die nicht immer „stimmen“, und Regeln für ein bestimmtes Tun und Lassen, die zuweilen merkwürdig erscheinen können. Emotionen werden sprachlich codiert zu Handlungen, was nicht bedeutet, dass die sprachliche Codierung „wahr“ ist. Narrationen können auch Emotionen aufdecken, wenn sie in sprachlicher Gestalt auftreten – aber aufdecken bedeutet nicht erklären. Es gibt allerdings auch rein spontane emotionale Handlungen und Entscheidungen, die die sprachliche Verhaltensregulation überspringen.

Erzählungen können Lebenskonstruktionen offenbaren, soweit Individuen diese in sprachlicher Gestalt besitzen und verwenden, also Regeln und Perspektiven benutzen und sich mit Abweichungen davon auseinandersetzen. Wenn Personen ihr Leben erzählen, werden diese Regeln und Perspektiven erkennbar, auch und gerade weil die Erzählenden versuchen werden, eine konsistente Geschichte zu erzählen – obwohl die Praxis vielleicht gar nicht so konsistent war. Narrationen berichten nicht einfach, was war. Es geht um den Sinn, um die Konstruktion, die das Leben reguliert.

Freilich wird es immer auch die eine oder andere Geschichte geben, die Probanden nicht erzählen wollen oder unter bestimmten Umständen nicht erzählen können, verdrängt haben. Nicht alle Momente einer Lebenskonstruktion können in biographischen Interviews ermittelt werden. Zuweilen wären komplizierte Techniken wie die Psychoanalyse oder Tests erforderlich oder man benötigte ethnologische

Methoden, wie teilnehmende oder verdeckte Beobachtung, die in narrativen Gesprächssituationen nicht angewendet werden. Solange es um typische Lebenskonstruktionen in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten geht, sind biographische Interviews eine hervorragende Quelle (vgl. Niedermair 2005).

Zum Begriff der sozialen Lage

Nach den Begriffen *Gesellschaftssystem*⁴, *Lebenswelt*⁵ und *Lebenskonstruktion*⁶ ist noch der Begriff *soziale Lage* einzuführen. Soziale Lagen sind die Vermittlungen zwischen den sich reproduzierenden Gesellschaftssystemen (Wirtschaft, Politik, Recht u.a.) und den Lebenswelten der Individuen. Die Systeme reproduzieren sich vermittels der Handlungen von Individuen, aber auch die Individuen reproduzieren ihr Leben vermittels der Gesellschaftssysteme. Dazu nutzen sie bestimmte definierte Schnittstellen in bestimmten Rollen: Arbeitsplätze als Arbeitnehmer, Handels- und Dienstleistungsbetriebe als Konsumenten, Behörden als Bürger, Vereine als Mitglieder oder Nutzer usw.

Soziale Lagen kombinieren bestimmte gesellschaftliche Schnittstellen, bestimmte Rollen, mit bestimmten lebensweltlichen Tätigkeiten und bestimmten regulativen Lebenskonstruktionen auf eine jeweils *typische* Art. Lebenskonstruktionen sind einmalig, soziale Lagen betreffen Kollektive. Soziale Lagen gibt es, weil nicht jede gesellschaftliche Rolle mit jeder anderen kombinierbar ist und auch nicht jedes Set sozialer Rollen beliebig mit jeder Art disponibler individueller Handlungen kombiniert werden kann. Anders gesprochen: Typischerweise sind bestimmte soziale Rollen miteinander und mit bestimmten lebensweltlichen Konstellationen verbunden – und mit anderen nicht. Ein Erwerbstätiger im Billiglohnbereich wird kaum ein Luxusapartment bewohnen, vermutlich eher nicht in die Oper gehen und keinen Golfplatz für die Freizeit nutzen. Zum Vorstand eines reichen Unternehmens passen eine Villa und Hausangestellte. Besserverdienende qualifizierte Arbeiter und Angestellte haben oft ein kleines Häuschen, achten auf

die Ausbildung ihrer Kinder und bevorzugen Pauschalurlaub, während ihre erwachsenen, aber noch unselbständigen Kinder alternative Lebensweisen oder Abenteuerurlaub bevorzugen. Solche Klischees über den Zusammenhang von Rollen (die hier als Charaktermasken erscheinen) und Lebensweisen mögen überholt und politisch unkorrekt erscheinen. Sicher ist auch, dass sich diese Zusammenhänge in den letzten Jahrzehnten tendenziell lockern, vielleicht partiell auflösen und ungewöhnliche Kombinationen (plebejische Milliardäre, kleine Beamte mit Porsche, schwule Politiker u. ä.) zunehmen. Trotzdem ist zweifelhaft, dass die allenthalben beobachtbare Individualisierung zu einer vollständigen Auflösung sozialer Lagen führen wird. Soziale Lagen haben sich verändert und sind durchlässiger, aber immer noch deutlich unterscheidbar, werden vielleicht sogar wieder unterscheidbarer.

Eine soziale Lage ist nicht nur durch gesellschaftliche Rollen definiert, sie entsteht durch das selektive Verhalten der Individuen zu den Rollenangeboten der Gesellschaft, das wiederum von individuellen Ressourcen und Zugangsmöglichkeiten abhängig ist. Eine soziale Lage ist im Kern durch folgende Komponenten bestimmt:

- Die Erwerbstätigkeit und die Lage im Arbeitsprozess. Hier geht es um das Verhältnis zu gesellschaftlich gegebenen Rollen. Die Art der Arbeit (abhängig beschäftigt, selbständig, nicht erwerbstätig, unbezahlt, ehrenamtlich, arbeitslos, erwerbsunfähig), vor allem aber die damit verbundenen Dispositionsmöglichkeiten spielen eine wichtige Rolle. In welchem Maße kann jemand Inhalt, Tempo, zeitliche Abläufe usw. gestalten, wovon ist man im Arbeitsprozess abhängig? Die Qualifikation spielt eine Rolle und das Maß des Interesses an der Tätigkeit selbst und die damit verbundene Motivation.
- Das Einkommen, wobei für die Höhe vor allem relevant ist, ob das verfügbare Einkommen disponible Ressourcen über die Reproduktion des tagtäglichen Lebens bzw. der eigenen Arbeitskraft hinaus umfasst, die für die eigene Entwicklung eingesetzt werden können. Auch hier geht es also

um Freiheitsgrade und Dispositionsmöglichkeiten.

- Die Art und Weise, wie Einkommen in sachliche Ressourcen der eigenen Lebensgestaltung umgesetzt werden: Wohnen, Konsum, Einkaufen usw.
- Die Nutzung öffentlich verfügbarer Infrastruktur: Bildung, Schulen, Zugang zu Verkehrssystemen usw.
- Die zentrale soziale Gemeinschaft (die dem Anspruch nach rückhaltlos): Liebe, Kinder, Familie.
- Zugehörigkeit und Interaktion zu weiteren Gemeinschaften und sozialen Netzwerken: Freunde, Vereine, Art des Umgangs mit anonymen Interaktionen und Medien.
- Freizeitgestaltung, Hobbies, Interessen
- Die Disposition freier Tätigkeiten, wobei dies mit den bereits genannten Komponenten korrespondiert, freie Tätigkeiten gibt es in allen Bereichen der sozialen Lage. Entscheidend ist vielmehr, in welchem Maße Individuen hier Gestaltungsmöglichkeiten haben oder wie eingengt Spielräume sind.

Soziale Lagen können statisch sein – die Abläufe sind immer die gleichen, Veränderungen gibt es nur durch äußere Ereignisse – oder dynamisch: In der sozialen Lage selbst ist eine bestimmte Veränderung und Richtung, eine Entwicklung angelegt, etwa dann, wenn ein bestimmtes Karrieremuster zu einer bestimmten Lage gehört. Es kann aber auch exogen bedingt sein, etwa, weil steigende oder sinkende Einkommen die Lebenssituation verändern. Unvorhergesehenes wie Unfälle, Krankheiten, Behinderungen oder andere Schicksalsschläge kann in eine Lebenssituation hereinbrechen, statische Konstellationen aufbrechen, eine Karriere beenden oder ihren Verlauf beeinflussen. Nicht selten führen dramatische Brüche auch zu einer grundlegenden Revision der Lebenskonstruktion.

Neue soziale Problemlagen

Die sozialen Lagen der erwerbstätigen Bevölkerungsmehrheit, die sich seit den 1990er Jahren herausgebildet haben, unterscheiden sich typisch von denen der Jahre vor 1973 (den

Zeitraum von 1973 bis 1996 betrachten wir als Übergangphase).

In der Periode des fordistischen Teilhabekapitalismus (Busch/Land 2009) mit fürsorgendem Wohlfahrtsstaat (Lessenich 2008; Jürgens 2010) war die soziale Lage der Bevölkerungsmehrheit in den westlichen Industriegesellschaften durch eine stabile Erwerbsarbeit mit steigenden Einkommen, guter sozialer Absicherung und im Vergleich zu der Zeit davor vergleichsweise guten Schutz- und Mitbestimmungsmöglichkeiten im Arbeitsprozess gekennzeichnet. Auch in dieser Zeit gab es drei typische soziale Problemlagen. Erstens temporäre Arbeitslosigkeit, die im Zuge des Strukturwandels oder wegen regionaler Disparitäten zustande kam – Beispiele hierfür sind die Werftenkrise, der Niedergang der Textilindustrie oder der Umbruch in der Montanindustrie des Ruhrgebiets. Institutionen wie das Arbeitslosengeld, die Arbeitslosenhilfe, Umschulungen und Unterstützung bei regionaler Wanderung halfen, diese Probleme zu überwinden; die Problemlage war daher in der Regel nur temporär. Die Überwindung zielte auf die Wiederherstellung eines Status stabiler und ausreichend bis gut bezahlter Beschäftigung mit Teilhabe und Integration.

Zweitens: Problemlagen, die in der Auflösung traditioneller Wirtschaftssektoren begründet waren (vgl. Lutz 1989). Dies betraf häufig die kleinen Selbständigen und deren Familienangehörige in der traditionellen Landwirtschaft, welche sich in den 1950er und 1960er Jahren schnell modernisierte, aber auch Teile des Handwerks. Die sozialen Folgen der Auflösung der traditionellen Sektoren konnten mit den Mitteln der Arbeitsmarktpolitik kaum erfolgreich bearbeitet werden, d. h. ein Übergang in industrielle Erwerbsarbeit war in vielen Fällen nicht möglich. Die im Niveau deutlich unter den Bezügen aus Arbeitslosengeld oder Arbeitslosenhilfe liegende Sozialhilfe ermöglichte kaum dispo­nible Lebensgestaltung und ermöglichte nur wenigen, die prekäre Problemlage zu überwinden. Diese sozialen Lagen führten daher häufig zu auf Dauer gestellter Sozialhilfe, einem Leben in Abhängigkeit von Fürsorge.

Eine dritte Problemlage, eigentlich eine

Restmenge, betraf die Menschen, die aus verschiedenen Gründen keine oder keine stabile Erwerbsintegration schaffen konnten oder wollten. Der Anteil im Teilhabekapitalismus lag irgendwo zwischen 5 und 10 Prozent der Bevölkerung. Sie nutzten die Fürsorgesysteme (Sozialhilfe, Fürsorgevereine, Obdachlosen­asyle usw.) temporär und im Wechsel mit Selbstversorgung, lebten eher prekär am Rande der Gesellschaft, was aber einigen auch einen gewissen Dispositionsspielraum bewahrte.

In Ostdeutschland war die soziale Lage vor 1990 durch ein hohes Maß an gesellschaftlich fixierten Rollen bei hoher sozialer Sicherheit und gleichzeitiger Abhängigkeit von Staat und (meist staatlichen oder planwirtschaftlich geleiteten) Betrieben charakterisiert, die bis zu Bevormundung und Überwachung reichte. Die individuell verfügbaren Ressourcen (Einkommen, Konsumgüterpalette, dispo­nible Möglichkeiten) waren eingeschränkter als im Westen, zugleich gab es eine ausgeprägte lebensweltliche Nischenkultur. Mit der deutschen Einheit erwartete die ostdeutsche Bevölkerungsmehrheit die Übernahme des westlichen Wohlfahrtsstaats, wie er in den 1950er bis 1970er Jahren wahrgenommen worden war. Tatsächlich aber befand sich dieser selbst im Umbruch; im Osten verband sich daher die Transformation mit dem Umbruch der westlichen Wirtschaft und Gesellschaft zu einem doppelten Umbruch (Baethge 2005: 79).

In den 1990er Jahren entstand ein neuer Typ von Problemlagen, der inzwischen die vorher genannten Problemkonstellationen dominiert. Am Anfang standen unterbrochene Erwerbsverläufe im Transformationsumbruch in Ostdeutschland, Maßnahmekarrieren mit mehrfachem Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit und geförderter Beschäftigung in ABM-Projekten. Dies war der Beginn der Herausbildung eines *sekundären Integrationsmodus* (Alda u. a. 2004; Land/Willisch 2006), der zwar im Osten entstand, mit der Agenda 2010 aber gesamtdeutsch wurde. Mit den Agenda 2010-Reformen entstanden der Billiglohnsektor und zusätzliche neue prekäre Beschäftigungsformen, Leiharbeit, abhängige Selbständigkeit, kurzfristige und befristete Beschäftigung, Minijobs u. a. Damit entstand zugleich ein neuer Typ des

Beschäftigungsverlaufs im Billiglohnssektor. Neben dem Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit, Maßnahmen und Arbeitsgelegenheiten geht es vor allem um verminderte Teilhabechancen, um eine deutliche Absenkung der Einkommen und Sozialleistungen. Zugleich entstand das Hartz-IV-System, das nicht auf Erhaltung des Lebensstandards und der Teilhabechancen zielt, sondern auf Versorgung und Fürsorge an der unteren Einkommensschwelle. Damit ist der Einstieg oder eine Rückkehr in eine gut bezahlte und stabile Beschäftigung fast unmöglich. Es handelt sich hierbei nicht um eine Überbrückung; der sekundäre Integrationsmodus orientiert auf die Stabilisierung der sozialen Lage auf einem sehr niedrigen Einkommensniveau, wobei die möglicherweise vorhandenen Arbeitskräftepotenziale bei geringen Kosten für die Unternehmen (z. B. durch Aufstocker, aber auch durch ein wachsendes Segment von Schwarzarbeit) nutzbar bleiben. Die Personen, die im Billiglohnssektor keine Verwendung finden, werden durch diesen Modus praktisch aus der Teilhabe ausgesonderte Überflüssige.

Der sekundäre Integrationsmodus grenzt aus dem primären Erwerbsmodus aus, indem er in einen prekären, staatlich arrangierten und verwalteten Existenz- oder Überlebensmodus zwangsweise integriert (wer sich der Betreuung oder dem Ein-Euro-Job verweigert, wird sanktioniert). Ideologisch ist zwar für alle erwerbsfähigen ALG II-Empfänger die Rückkehr in den Arbeitsmarkt deklariert, praktisch ermöglichen die Ressourcen und Verfahren dies aber kaum. Es läuft es auf den dauerhaften Verbleib im sekundären Integrationsmodus bzw. im Billiglohnssektor hinaus.

In diesem Modus entstehen multiple Problemlagen, die nicht mehr so unterscheidbar sind wie die erste und dritte der oben genannten im Teilhabekapitalismus (die zweite Konstellation kommt faktisch nicht mehr vor). Vielmehr reicht das Spektrum mit allen möglichen Übergängen und Variationen von den prekär Beschäftigten mit noch ausreichendem Einkommen über Menschen mit eingeschränkter Teilhabe und geringem Erwerbseinkommen, die nur durch zusätzliche Unterstützung (ergänzendes ALG II, Tafel, kostenlose soziale Dienstleistungen) überleben können, bis hin zu Menschen, die

gänzlich von der Fürsorge abhängen und am Gängelband der Hartz-IV-Verwaltungen hängen. Hier gibt es Menschen, die kleine, aber gute Wohnungen haben, aber auch Wohnungslose und Straßenkinder, Menschen mit und ohne Zugang zu medizinischer Versorgung und auch solche, die in der letzten Woche des Monats hungern, weil das Geld alle ist.

Anders als die recht stabilen und abgegrenzten Problemlagen des Teilhabekapitalismus ist der Problembereich seit den 1990er Jahren nicht nur quantitativ größer geworden, das Spektrum ist außerdem vielschichtiger und in sich differenzierter. Vor allem aber sind die Möglichkeiten, aus dem sekundären Integrationsmodus herauszukommen, sehr eingeschränkt.

Dispositionsmöglichkeiten, Freiheitsgrade und Dynamik sind wichtige Merkmale, die eine soziale Lage charakterisieren. Diese sind im sekundären Integrationsmodus gering, aber trotzdem können Individuen Eigensinn entfalten, vor allem, indem sie das Korsett und die Regeln „kreativ“ nutzen oder renitent aushebeln. Gäbe es keinen Eigensinn, hätten wir es nur mit Charaktermasken, nicht aber mit Individuen und deren Lebenskonstruktionen zu tun.

Moderne Gesellschaften benötigen Systemanalysen, Befragungen, Statistik, Daten, Modelle, Berechnungen. Aber ein Verständnis der Individuen, ihrer Handlungen und ihrer Perspektiven wird erst möglich, wenn ein lebensweltlicher Bezug hinzukommt. Die im Themenschwerpunkt versammelten Beiträge zeigen, welche Möglichkeiten eine lebensweltlich orientierte Soziologie dafür bietet und welchen Beitrag biographische Narrationen für die wissenschaftliche Analyse leisten können.

Eigensinn, Resignation und Renitenz

Die sozialen Lagen in den hier publizierten Fallgeschichten gehören alle in das Spektrum des sekundären Integrationsmodus und haben alle mehr oder weniger prekäre Züge. Die Befragten wurden bis auf eine Ausnahme im Rahmen einer Studie zu „Gesichtern der Armut“ (vgl. Klärner u. a. 2015) ausgewählt,

sie waren arbeits- oder erwerbslos, Hartz-IV-Empfänger, Ein-Euro-Jobber, arme Rentner, Alleinerziehende oder Heimbewohner.

Hinsichtlich der Arbeit und des Einkommens hatten fast alle Befragten nur sehr geringe Dispositionsmöglichkeiten. Allerdings zeigen alle Fallgeschichten, in welchem Maße Menschen nach Gestaltungsspielräumen suchen und auf Freiheitsgrade angewiesen sind, um ein menschliches Leben zu führen. Einige erobern und nutzen solche Möglichkeiten, erzwingen sie zuweilen auch. Andere leiden unter den Zwängen, wehren sich nicht, reagieren sarkastisch oder depressiv. Die folgenden komprimierten Lebenskonstruktionen sollen zeigen, dass es nicht um die Darstellung *sozialer Lagen* als solcher geht, auch nicht nur um diverse einzelne Handlungsweisen zu gegebenen Umständen, sondern um den Plot, der die jeweilige eigene Identität ausmacht, das regulative Zentrum individuellen Handelns bildet und die Einheit in aller Widersprüchlichkeit gewährleisten muss.

Für Annemarie Kolkowski, die im Alter von 50 Jahren arbeitslos geworden ist, inzwischen Hartz-IV bezieht und in einer „Maßnahme“ (einem Ein-Euro-Job) mit anderen älteren, offensichtlich als schwer vermittelbar geltenden Arbeitslosen ein „Mosaikbild“ aus Fliesen herstellt, steht das Festhalten an der aus ihrer Erwerbszeit stammenden vormaligen Lebenskonstruktion im Mittelpunkt. Über die Möglichkeit, an einer Maßnahme teilnehmen zu können, ist sie froh, auch wenn (richtige) Arbeit natürlich besser wäre. Die Maßnahme hilft, den vormaligen Tagesablauf einzuhalten und den Alltag zu strukturieren. Bewusst trennt sie aber ihren alten Freundeskreis von den neuen „Kollegen“ aus der Maßnahme und dem Jobcenter und hält die Themen Arbeitslosigkeit, Hartz-IV und Ein-Euro-Job soweit irgend möglich aus ihrem „Privatleben“ hinaus. Ihre neue Lebenskonstruktion ist die alte, aber hinzugekommen sind die Orientierungen und Strategien, die vermeiden sollen, dass die veränderte Lebenssituation ihr vorheriges Leben sinnrelevant verändert. Sie hat weniger Geld, führt aber im Prinzip, nur sparsamer, das gleiche Leben wie vorher. Die neue Lebenskonstruktion ist so gesehen doch nicht die alte, sondern besteht im *Festhalten an der alten*,

trotz der einschneidenden und offensichtlich endgültigen Veränderung. Eine realistische Perspektive sieht sie nicht. Auswandern nach Panama will sie in ein paar Jahren, wenn ihre private Altersversorgung ausgezahlt wird, für die sie monatlich 30 Euro einzahlt. (Beitrag André Knabe)

Integration mit und durch ein *Defizit* charakterisiert die Lebenskonstruktion von Joachim Wiechert (42). Er ist behindert, Erwerbsunfähigkeitsrentner mit institutionell geregelter Betreuung. Die Behinderung ist Bestandteil seiner eigenen Identität und der internen Regulierung seiner Lebensführung, ermöglicht die Abwehr von Herausforderungen, denen er sich nicht gewachsen fühlt, legitimiert sein minimales Einkommen und ist der Hintergrund, vor dem einerseits die „Betreuung“ durch eine dritte Person hingenommen (akzeptiert) und zugleich angenommen (genutzt) wird. Der andere Drehpunkt der Lebenskonstruktion ist die Integration in ein soziales Umfeld als eine angenommene und in gewissem Maße geachtete „helfende“ Person. Dieses Umfeld wird durch ehrenamtliche Mitarbeit im Begegnungszentrum und Besuche im privaten Bekanntenkreis erhalten. Dabei erwirbt er Anerkennung, indem er sich als selbstloser Helfer betätigt, unterstützt Bekannte und Freunde bei kleineren Tätigkeiten, fährt z. B. den Lebensgefährten seiner Tischtennistrainerin im Rollstuhl zum Arzt und hilft bei Veranstaltungen. Im Begegnungszentrum hält er sich täglich mehrere Stunden auf, isst Mittag, redet mit den Leuten usw. Wünsche hat er nicht, er ist wunschlos glücklich, obwohl „irgendwann ... muss man sehen.“ (Beitrag Andreas Klärner)

Sabou flüchtete vor einigen Jahren aus Gefangenschaft und Sklavenarbeit in Afrika. Das widersprüchliche Verhältnis zu seiner alten verlorenen Heimat und dem neuen Umfeld, der Nicht-Heimat (noch nicht?) in Deutschland steht im Zentrum seiner Lebenskonstruktion. Er ist Steinmetz, Künstler, hat eine kleine Werkstatt, ist arm, einsam, wird nur geduldet (daher von den Behörden unterstützt und bevormundet), sein verletztes Auge schmerzt oft unsäglich. Er braucht ärztliche Betreuung und Schmerzmittel. Sein Ausweg ist Arbeit. Von früh bis spät ist er in seiner Werkstatt und arbeitet

an Skulpturen: „Eine große Gestalt, versteckt unter einer Kapuze, hält sich die Hände vors Gesicht.“ An der Grundschule arbeitet er mit Kindern, zeigt ihnen, was man mit Steinen machen kann. „Sabou möchte nicht zu Hause sitzen und nichts tun. Sein Auge schmerzt, er versucht nicht daran zu denken. Wenn er sich auf die Arbeit konzentrieren kann, ist es besser. Er bleibt in seiner Werkstatt, konzentriert sich auf seine Arbeit. Er bleibt allein. Er möchte seine Arbeit voranbringen, möchte vorwärtskommen. Am liebsten möchte er zurück nach Afrika.“ (Beitrag Max Leckert)

Anne Wegner will alles alleine schaffen. Im Zentrum ihrer Lebenskonstruktion stehen ihre drei Kinder, die sie allein versorgt und erzieht. Alle anderen Fragen sind dem untergeordnet, alle Ausgaben für sich persönlich reduziert sie auf ein Minimum, ihre eigene Kleidung bezieht sie aus dem Sozialkaufhaus, Hobbies pflegt sie nicht mehr und während sie für ihre Kinder regelmäßig Mittagessen kocht, isst sie selbst nicht mit. Auch die beruflichen Perspektiven sind den Kindern untergeordnet. Zudem wäre ihr Erwerbseinkommen geringer als Hartz IV für 4 Personen und die Unterhaltszahlungen der Väter zusammen. „Dem Bild der kompetenten Familienmanagerin nach außen steht komplementär das Bild einer chronischen Erschöpfung entgegen. Glück ist für Frau Wegner, wenn sie ihrem rational durchgeplanten Alltag entfliehen kann, wenn Ferien sind und die Familienmanagerin keine Termine jonglieren oder Preise vergleichen muss, sondern mit den Kindern einfach in den Tag hineinleben kann.“ (Beitrag Sylvia Keim)

Petra Ganz, die weder lesen noch schreiben kann, verteidigt nicht ohne Erfolg ihre persönliche Autonomie gegen die Zumutungen der Behörden. Das Blindengeld lässt sie sich nicht „vom Hartz abziehen“, da mobilisiert sie Berater und droht mit Blindenverband und Rechtsanwälten. Alle Papiere hat sie tipptopp in Ordnung und Ungerechtigkeit lässt sie sich nicht gefallen. Seit 1990 ist die ehemalige landwirtschaftliche Hilfsarbeiterin arbeitslos und von Sozialhilfe bzw. Hartz IV abhängig. Früher musste sie in der letzten Monatswoche oft hungern, aber sie hat eine Lösung gefunden. Sie besucht wöchentlich die Tafel, auch wenn

da viele Bedürftige hingehen und die wenigen Lebensmittel kaum reichen. Dann aber hatte sie die rettende Idee: Sie pflegt Gräber der Eltern und Großeltern für deren inzwischen abgewanderte Nachfahren. Damit man ihr das nicht abziehen kann, nimmt sie kein Geld, sondern Lebensmitteltüten. Hungern muss sie nun nicht mehr. Und ins Heim will sie nicht, noch nicht. Ihr Stolz hält. (Beitrag Rainer Land)

Peter Schneider (26) hingegen hilft sich mit dem Spruch, dass man doch „nichts ändern kann“. Er nimmt hin, was ihm geschieht, sucht keinen Ausweg und leistet keinen Widerstand, auch dort nicht, wo er vermutlich Recht hat gegenüber dem Jobcenter, das ihm und seiner Familie das ALG II kürzt, weil er ohne behördliche Erlaubnis in eine neue Wohnung gezogen ist, auch wenn diese den Regeln des ALG-II- und Wohngeldbezugs nicht widerspricht. Renitenz ist das Mittel der Wahl, mit dem Tobias Krull (27) seine persönliche Identität als schwuler Punker, der mit zwei Hunden durch die norddeutsche Festivalszene zieht, verteidigt. (Beitrag Rainer Land)

Jürgen Nobel (36) leidet an einer psychischen Erkrankung. Der ausgebildete Feuerwerker liebt und produziert elektronische Musik, wohnt seit 3 Jahren mit seinem Lebensgefährten zusammen. Er ist arbeitslos, aber sehr aktiv, motiviert und reflektiert und hat ein vielfältiges Netzwerk von Freunden und Bekannten. Aber Angst und das Bedürfnis nach Sicherheit sind zentrale Motive seines Handelns. Er muss immer alles genau wissen, plant alle Abläufe detailliert, nicht nur für seine Feuerwerke und die Taktung der elektronischen Musik, auch im Alltag und besonders beim Umgang mit Behörden. Seine Absicherungsstrategien ermöglichen ihm, trotz seiner Angststörung eine stabile Lebenswelt zu erhalten. (Beitrag Hagen Fischer)

Nach einem Unfall ist die Erwerbs- und Lebenssituation von Detlef Krug (52) maßgeblich gekennzeichnet durch das Zusammenspiel von Arbeits- und Gesundheitsprekarität. Krug lebt seit über einer Dekade von Sozialhilfe bzw. ALG II. Seine gesundheitliche Beeinträchtigung limitiert seine Möglichkeiten beim Versuch, in ein „Normalarbeitsverhältnis“ zurückzukehren. Gleichzeitig ergibt sich durch diese

Beeinträchtigung eine Sondersituation: er hat gewisse Spielräume, freilich begrenzte. Diese Spielräume gestaltet Krug aktiv im Modus des Sich-Arrangierens. Sein soziales Umfeld erleichtert es, zu seiner prekären Erwerbssituation passende Arrangements herzustellen, aber die Grenzen der Spielräume sind ihm bewusst. So hat er sich daran gewöhnt „keine großen Sprünge“ machen zu können, gerade weil er „es ja doch nicht ändern“ kann. (Beitrag Stefan Brandt)

Eine weitere Konstellation ergibt sich, wenn kompetente, engagierte und erfahrene Menschen keine Möglichkeiten haben, eine angemessene Erwerbsarbeit bzw. eine befriedigende Lebenssituation zu finden. Das gilt auch dann, wenn das Einkommen selbst gar nicht das Problem ist. Sabine Fleißig erzählt eine solche Geschichte, auch Rolf Hausner. Kompetent und aktiv, wären sie eigentlich genau das, was eine Gesellschaft braucht, um sich zu entwickeln. Beide halten ihr Selbstbild aufrecht: Können, Kompetenz, Aktivität sind Plot ihrer Lebenskonstruktion; Sabine äußert sich vehement und betroffen, Rolf gelassen und abgeklärt. Beide glaubten, das Richtige zu tun, waren dann zur falschen Zeit am falschen Ort und scheiterten in den Umbrüchen Ostdeutschlands. Irgendwie bewahren sie sich Dispositionsmöglichkeiten und Freiheitsgrade, nicht immer ganz legal. Die Verteidigung ihrer Integrität gegen die widrigen Umstände bestimmt ihre Identität. (Beitrag Rainer Land)

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Instituts für Soziologie und Demographie der Universität Rostock (Andreas Klärner, André Knabe, Max Leckert, Sylvia Keim, Hagen Fischer), des Thünen-Instituts e.V. Bollewick (Rainer Land, Andreas Willisch) und des Fachbereichs Sozialökonomie der Universität Hamburg (Stefan Brandt, Andreas Gefken) haben die Interviews geführt, ausgewertet und zu den hier veröffentlichten Fallgeschichten verarbeitet.

Die Geschichten sind anonymisiert, d. h. Namen, Orte und Umstände wurden so verändert, dass die Person nicht mehr erkennbar ist, aber der Plot erhalten blieb. In den Fallgeschichten sind Zitate aus den Interviews kursiv darge-

stellt, die Zitate orientieren sich weitgehend an der mündlich benutzten Alltagssprache; allerdings wurde zu Gunsten der Lesbarkeit kein streng gesprächsanalytisches oder narratives Transkriptionssystem angewendet. Aus Datenschutzgründen sind die Tonaufzeichnungen und die Transkripte nicht öffentlich zugänglich, wissenschaftlich Interessierte wenden sich bitte an die Institute der jeweiligen Autoren (siehe Autorenverzeichnis).

Anmerkungen

- 1 Zum Konzept der Lebenskonstruktion vgl. Bude 1985, 1990 sowie Bude/Willisch 2006.
- 2 Unter Handlung verstehen wir einen Subjekt-Mittel-Objekt-Zusammenhang, bei dem ein Objekt zweckmäßig, also einem vorausgesetzten Zweck entsprechend, verändert wird. Kommunikationen sind besondere Handlungen, bei denen die Subjekt-Mittel-Objekt-Struktur eingesetzt wird, um Mitteilungen, Informationen und Verstehen zu generieren (zum Handlungsbegriff als philosophischer Kategorie vgl. beispielsweise Heinrichs 2008).
- 3 In der Philosophie des Geistes wird unter einem Zombie hypothetisch ein funktionsfähiges Wesen ohne eigenes Erleben verstanden, ein Mensch ohne phänomenales Bewusstsein, der vollständig in der Ausführung funktionaler Operationen aufgeht (vgl. Blackmore 2012: 16; Metzinger 2015: Position 729). Soziologisch könnte man sagen, Zombies sind Menschen, die keine von ihren gesellschaftlichen Rollen differente Individualität haben, keine von den Rollen in gesellschaftlichen Systemen unterschiedene Lebenswelt besitzen.
- 4 Gesamtheit von gesellschaftlichen Prozessen, die auf eine Weise aneinander anschließen, dass sie sich wechselseitig reproduzieren und sich dadurch insgesamt als System erzeugen, erhalten und ggf. entwickeln. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Funktionssystemen (Anschlüsse werden über ein generalisiertes Kommunikationsmedium aneinander angeschlossen, z. B. Wirtschaft, Recht), Organisationen (Handlungen werden organisierte Kooperation und formalisierte Entscheidungen aneinander angeschlossen, z. B. Unternehmen, Staat) und Interaktionssystemen (Handlungen werden durch interindividuelle Kommunikation aneinander angeschlossen). Alle Systemprozesse sind auch Handlungen von Individuen (zumindest mittelbar mit solchen verbunden), aber nicht alle Handlungen sind zugleich Systemprozesse. Vgl. aber Krause 1999, Luhmann 2000.
- 5 Gesamtheit aller Handlungen, mit denen ein

Individuum sein Leben und sich selbst reproduziert und ggf. entwickelt, wobei Handlungen in gesellschaftlichen Rollen und freie individuell disponierbare Handlungen, ggf. in Interaktionsgemeinschaften, zu unterscheiden sind.

- 6 Regeln und Orientierungen, mit denen Individuen die Einheit und Konsistenz ihrer Lebenswelt regulieren, indem sie bestimmte Handlungsanschlüsse herstellen oder nicht herstellen.

Literatur

- Alda, Holger; Hauß, Friedrich; Land, Rainer; Willisch, Andreas (2004): Erwerbsverläufe und sekundärer Integrationsmodus. In: Berliner Debatte Initial 15, Heft 2, S. 70-85.
- Baethge, Martin; Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen; Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.) (2005): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blackmore, Susan (2012): Gespräche über Bewusstsein. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, Heft 2, S. 327-336.
URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-27990> (Stand: 04.09.2016).
- Bude, Heinz (1990): Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken? In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): Komparative Kasuistik. Heidelberg: Asanger, S. 218-226.
URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-15755> (Stand: 04.09.2016).
- Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.) (2006): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition.
- Heinrichs, Johannes (2008): Das periodische System der menschlichen Handlungsarten. Über eine neue, strukturelle Philosophie. In: ZeitGeist, Heft 28 (1/2008).
- Jürgens, Kerstin (2010): Deutschland in der Reproduktionskrise. In: Leviathan 38, Heft 4, S. 559-587.
- Klärner, Andreas; Knabe, André (2016): Soziale Netzwerke als Ressource für den Umgang mit Langzeitarbeitslosigkeit. In: WSI-Mitteilungen, Heft 5/2016, S. 353-364.
- Klärner, Andreas; Knabe, André; Land, Rainer; Berger, Peter A. (2015): Gesichter der Armut in der Stadt und im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns. Ergebnisse eines qualitativen Forschungsprojekts. In: Arbeiterwohlfahrt Landesverband Mecklenburg-Vorpommern e.V. (Hrsg.): Aspekte der Armut in Mecklenburg-Vorpommern. Forschungsbericht im Auftrag der Arbeiterwohlfahrt Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin: AWO, S. 25-90. URL: <http://www.awo-mv.de/armutsstudie.html> (Stand: 10.09.2016).
- Krause, Detlev (1999): Luhmann-Lexikon. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Krüger, Hans-Peter (1999). Zwischen Lachen und Weinen. Berlin: Akademie Verlag.
- Land, Rainer; Willisch, Andreas (2006): Die Probleme mit der Integration. Das Konzept des „sekundären Integrationsmodus“. In: Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. A.a.O., S. 70-93.
- Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lutz, Burkart (1989): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt am Main; New York: Campus.
- Metzinger, Thomas (2015): Empirische Perspektiven aus Sicht der Selbstmodell-Theorie der Subjektivität: Eine Kurzdarstellung mit Beispielen. E-Book, Kindle Edition.
- Niedermair, Gerhard (2005): Patchwork(er) on Tour: Berufsbiographien von Personalentwicklern. Eine biografieanalytische Untersuchung mit systematischer Vorgehensdeskription zur Modellierung und Auswertung biografisch-narrativer Interviews. Münster: Waxmann.
- Plessner, Helmuth (1924/1981): Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. In: Ders.: Macht und menschliche Natur. Gesammelte Schriften V. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-133.
- Plessner, Helmuth (1937/1983): Die Aufgabe der philosophischen Anthropologie. In: Ders.: *Conditio humana*. Gesammelte Schriften VIII. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 33-51

Andreas Klärner

Jenseits der Arbeitsgesellschaft

Joachim Wiechert auf der Suche nach Normalität

Joachim Wiechert ist zum Zeitpunkt des Interviews 42 Jahre alt und wohnt seit etwa sechs Jahren „ganz normal in der Platte“, allein in einer Ein-Raum-Wohnung, in einem Rostocker Neubaugebiet. „In der Platte“, in Berlin, „in einem ganz normalen wohlbehüteten Haushalt“ mit seinen Eltern und seinen zwei Geschwistern ist er auch groß geworden. Alles „ganz normal“, wie er mehrfach betont.

Zur „DDR-Zeit“, die er „ja auch noch miterlebt“ hat, war sein Lebenslauf mehr oder weniger vorgezeichnet. Er hat die Polytechnische Oberschule 1986 oder 1987, ganz sicher ist er sich nicht, nach der achten Klasse verlassen: „für mehr hats leider nicht gereicht“, wie er selbst lachend hinzufügt. Danach hat er in einem großen Kombinat in einem Helferberuf gearbeitet.

So „normal“ hätte es weiterlaufen können: Er habe eine bezahlte Arbeit gehabt, die keine allzu großen Anforderungen an seine Qualifikationen gestellt habe. Die Berufsausbildung hätte er vielleicht abschließen können, aber er sei „leider nicht fertig geworden“, denn dann kam „die Wende“, die er „mit einem lachenden und einem weinenden Auge“ erlebt habe.

Was war anders nach der Wende? Kriminalität sei seitdem ein großes Problem, sagt er, jedoch ohne dass er ein konkretes Verbrechen benennen könnte, das ihn oder jemanden aus seinem Umfeld betroffen hätte. Das Bedrohlichste, was ihm einfällt, sind der Verweis auf kleine Kinder in der Nachbarschaft, die mit vier oder fünf Jahren schon mit „Spielzeugpistolen“ spielen, und ein Handtaschenraub, dem eine Bekannte zum Opfer fiel, bei dem er sich aber nicht sicher ist, ob er tatsächlich

stattgefunden hat. Seine Äußerungen deuten vielmehr auf eine allgemeine, eher diffuse Unsicherheit hin, die sich seitdem breitgemacht hat. Dies deutet sich bereits in einer Anekdote an, die ihm im Gedächtnis haften geblieben ist. Er erinnert sich daran, dass er sofort nach Öffnung der Mauer mit seiner Mutter „rüber“ gegangen sei, um einen „Schaufensterbummel“ zu machen. Seine Mutter habe er damals in „helle Aufruhr“ versetzt, weil er „mit einem Mal nicht mehr da“ war.

Einschneidend und entscheidend für seinen weiteren Lebenslauf sind die Schließung des Kombinats und seine darauffolgende Arbeitslosigkeit, die über eine „Reha-Maßnahme“ sowie die Arbeit in einer Werkstatt für Behinderte schließlich in die Erwerbsunfähigkeitsrente mündet.¹ Über die Arbeitslosigkeit, wie über andere Weichenstellungen und belastende Details und Episoden in seinem Lebenslauf – etwa die Ursache seiner Behinderung, er erwähnt lediglich Herz-Probleme, eine leichte geistige Behinderung könnte auch möglich sein, oder den Grund für den Umzug nach Rostock – kann oder möchte er nicht lange reden:

[...]da gabs so ne Reha-Maßnahme und dann war auch ein langer Weg, dass ich da diese, diese, diese Rente, diese Erwerbsunfähigkeitsrente, war ein langer Weg, naja, ich weiß es nicht – schon zu lange her! Dit is '89! Ähm, ja, [Pause] und aber ich glaube, das war kurz, ah, weiß ich jetzt nicht, ob das ein kurzer und schmerzloser Weg war oder ob das eins in dem anderen nachher gegriffen hat, kann ich jetzt kaum, weiß ich jetzt, weiß ich jetzt genau nicht! Keine Ahnung! Aber, ähm, [Pause] ja. Dass dadurch, also wie

gesagt, Hartz 4 oder sowas, gabs für mich nicht, nö. Für mich gabs dann nach der Wende, ne, und dann hab ich auch gleich mein Geld gekricht und, ähm, da hab ich auch nicht Probleme gehabt.

War es ein „langer Weg“, ein „kurzer und schmerzloser Weg“, Joachim Wiechert weiß es nicht, er will nicht darüber nachdenken und reden. Wichtig ist ihm, am Ende der Passage zu betonen, dass er keine Probleme gehabt hat, dass eben alles „ganz normal“ ist. Dieses Bedürfnis nach Normalität oder nach Sicherheit und Stabilität ist ihm wichtig und durchzieht das gesamte Interview.

Er möchte nützlich sein, überall helfen, auch arbeiten. Er darf als Erwerbsunfähigkeitsrentner einen geringen Zuverdienst haben und er erwähnt, dass er periodisch in Werkstätten für Behinderte arbeitet, dort aber „zirkulieren“ muss und zurzeit ohne Beschäftigung ist. In den kostenlosen Anzeigenblättern, die am Wochenende im Briefkasten liegen, sucht er nach Nebenjobs:

n paar Mark mehr in der Tasche, ne, würden ja nicht weh tun, mir zumindestens nicht, ich will auch arbeiten gehen, habe ich selber kein Problem damit, ich selber bin Erwerbsunfähigkeitsrentner aus gesundheitlichen Gründen und ich darf ja bis zu nem bestimmten Betrag dazu verdienen und denn, da guckt man auch ab und zu mal in die Zeitung.

Einige Nebenjobs, welche er in den Anzeigenblättern findet, haben eher einen dubiosen Charakter und es ist auch nicht klar, ob die Suche nach Arbeit auf diesem Weg sehr erfolgreich ist. Als Call-Center-Agent hat er, vermittelt über einen Bekannten, kurzzeitig gearbeitet:

Leider ist die Firma nachher dann den Bach runter gegangen – Gründe ist egal, möchte ich jetzt hier auch nicht nennen, das ist egal. Ja gut, es war schwer, war auch ein Produkt, möchte ich auch nicht unbedingt drüber reden, ähm, was ich verkauft hab.

Der letzte Versuch, einen solchen Job zu bekommen, scheiterte an einer für ihn unüberwindlichen und gar empörenden Bedingung:

JW: Letztens habe ich auch wieder, ähm, ne Annonce gelesen, aber die haben da

verlangt, und das wurde noch nie von mir verlangt. [Pause]

I: Was?

*JW: Ähm, [Pause] Lebenslauf und Bewerbung. [...] ich weiß nicht ob das die Chefin war oder vielleicht nur irgendjemand oben in der Leitung oder was weiß ich da, ähm, die wollten ne Bewerbung gleich haben, ne, die wollten ne Bewerbung und n Lebenslauf haben und da habe ich gesagt, es gibt, ich hab auch das erklärt am Telefon, ich hab selber, ich bin selber Call-Center-Agent erfahren, ich hab selber als Call-Center-Agent gearbeitet und, ähm, [Pause] ja, da wurde **nie** von mir verlangt, dass ich diese Unterlagen, sprich: Bewerbung und den Lebenslauf abgeben hätte **müssen**. Das wurde bei mir nie verlangt.*

Die Zumutung, einen Lebenslauf zu erstellen, einen Lebenslauf, den er offensichtlich nicht vorweisen und vorzeigen will, ist zu viel für ihn und er will diesen Job gar nicht mehr haben. Er habe das Bewerbungsgespräch „freundlich“ beendet und werde „vielleicht später nochmal anrufen“. Er ist der Meinung: „Es geht auch aufm einfacheren Weg“.

Viel Geld hat er nicht zur Verfügung, Joachim Wiechert möchte auch nicht genauer darüber sprechen, welche Beträge ihm zur Verfügung stehen. In finanziellen Dingen wird er von einer „Betreuerin“ unterstützt, die er wöchentlich sieht. Und er will auch keine Auskunft darüber geben, ob er verschuldet ist: „Wenn, dann würde ich auch nicht wirklich darüber reden möchten“. Er spart kein Geld und sagt, dass ihm dies auch nicht möglich sei. Auf die Frage, wie er seine finanzielle Situation ganz allgemein beschreiben würde, antwortet er:

Beschissen. Ehrlich? Beschissen. Klar, mehr kann natürlich nie genug sein. Ich meine [Pause] durch die Rente oder durch die Erwerbsunfähigkeitsrente, ähm, [Pause], ja, ist n dummer Spruch jetzt, aber: Zum Leben zu wenig, zum Sterben erst recht, ne.

Klar, wer sagt nicht, dass et mehr sein kann. Joachim Wiechert verfolgt keine bestimmte Strategie, wenn es darum geht, Einkäufe zu erledigen, sondern kauft eher nach Bedarf täglich Kleinigkeiten ein. Einkaufszettel schreibt

er nicht, orientiert sich aber an den Werbeprospekten der verschiedenen Discounter und hält nach günstigen Angeboten Ausschau. Konkret danach gefragt, ob er sich als arm bezeichnen würde, äußert er sich unschlüssig.

Ich würd mich zur Mittelschicht einordnen. Arm vielleicht nicht unbedingt, aber vielleicht leicht ankratzend. Wo ich sagen würde, ja, es gibt Sachen, die würde ich gerne haben wollen – wer will die nicht. [...] Ja, ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob ich mich da angekratzt oder ob ich mich dazu zählen könnte, kann ich, kann man [Pause, sehr lang – ca. 3 Sek.], ich weiß nicht.

Die Selbstzuordnung zur „Mittelschicht“, von der er nach den gängigen sozialstatistischen Definitionen weit entfernt sein dürfte, ist bezeichnend für sein Bedürfnis nach Normalität, seinen Wunsch, dazu zu gehören, nicht abseits zu stehen. Diese Selbstzuordnung revidiert er allerdings sofort wieder und er überlegt, ob er nicht an der Schwelle zur Armut „ankratzt“. Wie viele andere der in unserem Projekt Befragten weist auch Herr Wiechert das Etikett „arm“ zurück. Die Frage provoziert einen Vergleich der eigenen Lebenslage mit einem individuell unterschiedlich wahrgenommenen Normalzustand – die Befragten sind gezwungen, sich relativ zu ihrer persönlichen Normalitätsvorstellung zu positionieren, entweder als darunter liegend, also als *arm*, oder auf eine andere Art und Weise. Die Referenzgruppe *des Normalen* bezeichnet Herr Wiechert als „Mittelschicht“, an deren unterem Ende er sich einordnet, wenn auch „ankratzend“ an den Bereich der Armut. In diesem Sinne wird mit der Zurückweisung des Armutsbegriffs ein Anspruch auf Dazu-Gehören und Teilhabe am *ganz normalen Leben* formuliert.

Die Rolle des Armen widerspricht auch seiner Selbstdarstellung als sozial engagierte Person von hoher Wichtigkeit für das in seiner Nachbarschaft gelegene Stadtteilzentrum (STZ), in dessen Räumen wir mit Herrn Wiechert gesprochen haben. Seit er von einem losen Bekannten vor etwa drei Jahren einmal mit dorthin genommen wurde, verbringt er dort nahezu täglich ein paar Stunden. Im Interview beschreibt er sich in Abgrenzung zu den *einfachen Gästen* des Hauses als bedeutsamer

Teil der STZ-Infrastruktur, welcher „für Jung und Alt“ da sei.

[...] ich bin schlechthin eigentlich – oder Gott sei Dank oder wie auch immer, äh, ich bin schon einer mit der Ansprechpartner, wenn jetzt irgendwas im Haus ist oder wenn jetzt die Leute unten im Foyer stehen und gucken, dass man denn auch die Leute darauf zugeht und sagt: „Schönen guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen?“; ne, dass ich dann die Leute auch daraufzugehe, auf die Leute dann. Sei es ne Wegweisung im Haus bei uns hier selber, oder es sind irgendwelche Fragen oder es treten irgendwelche Fragen auf, wo man dann mit Rat und Tat dem Gast zur Seite steht.

Bei den häufig durchgeführten Veranstaltungen im STZ hilft Herr Wiechert bei der Vorbereitung der Räumlichkeiten und betont, immer unterstützend aktiv zu werden, wenn man ihn darum bitte. Nie würde er eine solche Bitte zurückweisen.

Wenn mal irgendwo Not am Mann ist, dass man dann mal hört „Kannste mal?“ – natürlich wäre ich dann der letzte, der dann sagen würde „ich würds nicht machen“, weil, wie gesagt, mittlerweile drei Jahre, glaube ich, engagiert und ja, es macht einfach auch Spaß, anderen Leuten eine Freude zu machen.

Die Rolle des Unterstützers ist elementarer Bestandteil der Selbstdarstellung von Joachim Wiechert gegenüber dem Interviewer. Er beschreibt sich als eine bedeutsame Figur, die von anderen gebraucht wird, der man vertraut und der eine gewisse Verantwortung übertragen wird. Von zentraler Bedeutung ist hierbei die Zusicherung dieser Form der Anerkennung durch die von ihm so bezeichnete „Leitung“ des Stadtteilzentrums, die etwa auf ihn zukomme, wenn es darum geht, Stühle und Tische in der Kantine des STZ für eine Abendveranstaltung neu aufzustellen.

Derartige niedrigschwellige, institutionelle Zugangsmöglichkeiten zu gesellschaftlicher Teilhabe sind essentiell für Joachim Wiecherts Alltagsgestaltung, auch weil für ihn die Familie als Ort sozialer Integration ausfällt. Über seinen Vater spricht Herr Wiechert nicht, die Mutter lebt in einer anderen Stadt, der Kontakt zu

ihr beschränkt sich auf gelegentliche Besuche (manchmal an Weihnachten) und Telefonate (zu besonderen Anlässen wie Geburtstagen), die Wiechert beide, wie er sagt aus Kostengründen, versucht, auf das Nötigste zu beschränken. Seine Mutter benennt er jedoch als die Person, an die er sich mit persönlichen Problemen und am ehesten wenden würde. Zu seinem Bruder, der in einem anderen Land wohnt, besteht auch bestenfalls sporadischer Kontakt.

Umso bedeutsamer sind die institutionalisierten, von Wohlfahrtsverbänden und zivilgesellschaftlichen Akteuren getragenen Angebote und Begegnungsorte. Neben dem STZ, in dem er sich vor allem vormittags aufhält, nennt er die Tafel, zu der er fast jeden Tag geht, sowie ein weiteres Begegnungszentrum (BZ) „für sozial schwache Leute“ in einem anderen Stadtteil, welches er „regelmäßig“ besucht. Dort „kann man preiswert Abendbrot essen und die machen Dart- und auch Skat-Turniere bieten die an“.

Sein Tages- und Wochenablauf ist um das Aufsuchen dieser Institutionen und Begegnungsorte herum organisiert. Als weiteren wichtigen sozialen Bezugspunkt nennt er einen Behinderten-Sportverein, dessen „Übungsleiterin“ auch bei der Tafel arbeitet und in dem er Tischtennis spielt. In diesem Sport erreicht er Erfolge – „ich selber bin einmal Vizelandesmeister sogar geworden“, bei der Beschreibung seiner Rolle im Sportverein fällt aber ein ähnliches Muster wie bei der Rollenbeschreibung als Ansprechpartner im STZ auf: Herr Wiechert betont vor allem sein großes Engagement bei der Organisation regelmäßig stattfindender Höhepunkte wie z. B. der Ausrichtung großer Turniere:

Da haben wir die Ehre, dürfen wir mitarbeiten, da sind wir dann quasi Ehrenamtliche wieder – da kommt dann wieder dieses Ehrenamtlich, da sind wir diese ehrenamtlichen Helfer und übernehmen da Aufgaben, Garderobe oder wenn irgendwelche Sachen sind, ne, das ist ja ein riesengroßes Sportfest, das muss ja auch organisiert werden, ne, und da dürfen wir dann auch mit teilhaben als ehrenamtliche Helfer mit. Jedes Jahr. Und das ist jedes Jahr.

Die Ehre des Ehrenamtlichen betont er nicht nur in dieser Passage, sie ist ein konstitutives

Element seiner Selbstdarstellung oder Lebenskonstruktion. Es ist wichtig, dass er gebraucht wird, dass er Aufgaben übernehmen kann, dass er, in seinen eigenen Worten, „teilhaben“ kann. Ebenso wichtig ist, dass er sich darauf verlassen kann, dass dieses Ereignis „jedes Jahr“ stattfindet und damit einen konstanten Bezugspunkt darstellt, auf den er sich auch schon Wochen und Monate vorher freuen und ebenso Wochen und Monate später positiv darauf beziehen kann.

Die „Übungsleiterin“ des Behinderten-Sportvereins trifft er auch außerhalb des Vereinslebens und in seiner Darstellung wird er auch von ihr gebraucht, er unterstützt sie und ihren gesundheitlich eingeschränkten Ehemann etwa bei alltäglichen Erledigungen (im Haushalt, bei Einkäufen).

Wenn sie [...] mich anruft und sagt: „Mensch, könntest“, natürlich! Auch da wäre ich der letzte der sagen würde: „Ach du, heute nicht“, ne oder: „jetzt nicht!“ Da würde ich sagen: „In zehn Minuten oder halbe Stunde bin ich drüben“, kein Thema.

Wie regelmäßig er diese Unterstützung leistet, ist nicht wirklich klar zu sagen. Es fällt aber auf, dass Joachim Wiechert, obgleich er stets darum bemüht ist, anderen zu helfen, selbst kaum Hilfsangebote von anderen sucht oder in Anspruch nimmt. Wenn überhaupt, spricht er eher hypothetisch über Möglichkeiten der Unterstützung, die er gegebenenfalls in der Zukunft nutzen könnte. Auf die Frage, mit wem er über persönliche Dinge sprechen würde, antwortet er:

JW: Eltern, Betreuerin, eventuell vielleicht Anvertraute, meine Bekannten, ne, das sind so anvertraute Personen, wo ich sagen würde, denen würde ich mein Herz, wenn ich jetzt wirklich große oder größere Probleme hätte [Pause], ähm, auch mein Herz denn ausschütten, wenn mal irgendwie was ist. Oder meine Probleme schildern und sagen OK, ich hab jetzt hier Probleme, helft mir mal bitte. Ähm, ja.

I: Und das STZ oder der Verein? Wo du ja so ziemlich aktiv bist, könntest du da auch irgendwo?

JW: Ja, ich könnt's mir vorstellen. Dass ich da, wenn da wirklich irgendwas ist, ähm

und ich da Probleme hätte, dass ich dann zur Leitung gehen könnte und sagen könnte: „Könnt'a mir hier mal Hilfestellung geben, mich unterstützen?“ Ich könnt's mir vorstellen, ob ick et jetzt nun zu Gebrauch nehmen würde, hmm, gut, weiß ich jetzt nicht so hundertprozentig. [Pause] Es ist, würde ich sagen, ne andere Geschichte, ähm, ja.

Vielleicht sieht Joachim Wiechert seine Rolle als ehrenamtlicher Unterstützer gefährdet, wenn er selbst Hilfsangebote in Anspruch nehmen und damit eigene Bedürftigkeit signalisieren würde? Der Wunsch, Vertrauen entgegengebracht und Verantwortung von anderen übertragen zu bekommen, scheint jedenfalls größer zu sein, als das Bedürfnis nach Unterstützung für sich selbst.

Natürlich bedeutet Armut, unter der Bedingung materieller Knappheit zu leben. Darüber hinaus zeigen unsere Interviews sehr deutlich, dass Armut in vielen Fällen auch eine Armut an sozialer Teilhabe ist. Soziale Isolation zu überwinden oder gar nicht erst aufkommen zu lassen, stellt eine der größten Herausforderungen von Menschen dar, die dauerhaft in Armut und damit ausgeschlossen von den meisten gesellschaftlichen Zugängen zu sozialer Anerkennung leben müssen.

Wie prekär und wie gefährdet soziale Teilhabe und Anerkennung sind und wie real die Gefahr sozialer Isolation vor dem Hintergrund geringer finanzieller Möglichkeiten ist, zeigt die folgende Passage. Obwohl Herr Wiechert starke Herzprobleme hat, ist er ein starker Raucher, für ihn sind Zigaretten eines der wenigen Luxusgüter, welche er sich leisten will. Er sagt:

Wenn ich vielleicht sparsamer sein würde, würde ich wahrscheinlich mit dem, was ich habe, auskommen. Aber es gibt auch Situationen, [leise:] da komme ich absolut nicht. Ich bin selber Raucher, ich rauche. Allein das ist ja schon eine Lebensqualität, ähm, was [Pause] mich, na nicht beeinträchtigt, aber so wo man sagt, vielleicht doch – Lebensqualität – das sind eben Luxusgüter, in dem Sinne, für mich Zigaretten [hustet], das sind Luxusgüter, wo ich dann sagen würde, wenn ich jetzt nicht rauchen würde, gut [Pause], würde

man, aber dadurch, dass ich selber nun Raucher ähm, ja [Pause].

Sein Tabakkonsum hat direkte Auswirkungen auf die soziale Einbindung von Joachim Wiechert. Bei unseren regelmäßigen Besuchen im STZ im Rahmen der Datenerhebung trafen wir ihn häufig, als er mit anderen Ehrenamtlichen und Angestellten des Hauses rauchend vor der Tür stand. Das gemeinsame Rauchen bietet die Möglichkeit der informellen Kontaktaufnahme und -pflege. Darüber hinaus beobachteten wir aber auch Situationen, in denen Herr Wiechert vergebens um Zigaretten bat, da er selbst keine mehr hatte. Die ablehnende Reaktion der gefragten Personen legt die Vermutung nahe, dass dies häufiger vorkommt. Wie das Beispiel des Tabakkonsums zeigt, sind die Verfügbarkeit und der Bedarf an Konsumgütern oft eng mit der Positionierung im sozialen Raum verknüpft. Keine Zigaretten dabei zu haben, bedeutet, entweder auf das Wohlwollen anderer angewiesen zu sein oder nicht mit den anderen rauchen zu können und die Gelegenheit des Austauschs zu verpassen. Diese Beobachtung klingt banal, trägt aber zur Erklärung bei, warum auch viele andere der von uns befragten Personen trotz beschränkter Ressourcen Wert auf den Konsum von Dingen legen, die auf den ersten Blick nicht dem täglichen Überleben dienen. Oft haben solche vermeintlichen „Luxusgüter“ eine soziale Bedeutung, weitere Beispiele sind z. B. die Aufrechterhaltung der Fassade durch hochwertige Kleidung und Parfüms, gemeinsame Imbiss- und Restaurantbesuche mit anderen, der Besuch von Kulturveranstaltungen oder der Wunsch nach einem Smartphone mit Internetzugang, um über WhatsApp und Facebook zu kommunizieren. Hier nicht mithalten zu können, bedroht soziale Teilhabe und Anerkennung.

Was seine Pläne und Ziele für die Zukunft angeht, so äußert Joachim Wiechert keine konkreten Pläne. Gleich zu Beginn des Interviews fällt auf, dass er in seiner Rede unbewusst das Risiko anführt, dass seine derzeitige Rolle als ehrenamtlicher Helfer im STZ wegbrechen könnte. Darauf angesprochen, beruft er sich auf die generelle Ungewissheit über die Zukunft und seine gesundheitliche Situation.

Ach so! Nein, Nein! Ich mein, nein! Ich werds

weiterhin machen [die ehrenamtliche Aktivität im STZ]. Na gut, trotz, kann man sagen, man kann sagen, man weiß ja nie was kommt. Vielleicht durch Krankheit irgendwie oder irgendwelche anderen Sachen, was man natürlich nie hofft, ne [leise], dass man dann vielleicht die Arbeiten hier gar nicht mehr wirklich machen kann, ne, da ist das trotzdem. Um das zu verstehen, um das zu verstehen zu geben.

Diese Aussage deutet darauf hin, dass Joachim Wiechert das Ehrenamt im STZ nicht als Selbstverständlichkeit betrachtet, sondern als bedroht ansieht, z. B. durch Krankheit. Darin offenbart sich die höchst fragile und verletzbar Situation, in der er sich befindet: Erstens sind materielle und soziale Ressourcen der Alltagsbewältigung nur in geringem Maße

vorhanden. Zweitens sind die Strategien zur Erzeugung und Aufrechterhaltung von Routine und Normalität in dieser Situation nicht stabil und könnten wegbrechen. Offene Anlaufstellen wie das STZ bieten sehr wichtige Ressourcen an, die in einigen Fällen jedoch als Mittel der Armutsbekämpfung zu kurz greifen, so lange sie nicht die Perspektive eines dauerhaften Engagements innerhalb einer festen Struktur bieten.

Anmerkung

- 1 Herr Wiechert spricht im Interview von „EU-Rente“, d. h. von Erwerbsunfähigkeitsrente. Diese firmiert seit 2001 unter dem Namen Erwerbsminderungsrente.

André Knabe

Arbeitslos in Panama

Annemarie Kolkowski tut, als ob nichts wäre

Annemarie Kolkowski: [...] tja mein Chef ging in Rente. Das wars dann für uns.

Interviewer: Wie war das für Sie?

AK: Schlimm. Das war schlimm, wenn du solange, im Job warst und schon so viele kennst, und so, dich neu zu orientieren, das ist so schwer. [...] War schon nicht einfach.

I: Wie hat ihr Umfeld reagiert? Freunde, Bekannte?

AK: Gar nicht, normal, ganz normal.

Da wird jemand arbeitslos, und die Freunde lässt das kalt, die reagieren „gar nicht“ darauf und das scheint in diesen Kreisen auch noch „ganz normal“ zu sein. Soweit, so verwunderlich. Doch dann fragt der Interviewer, wie sie selbst damit umgegangen ist und erhält beinahe dieselbe Antwort:

I: Und wie sind Sie damit umgegangen?

AK: Normal, ist nun mal nicht anders.

I: Und was heißt das, „normal“, was bedeutet das?

AK: Ja, ich bin [Pause] Ja, SIE stellen Fragen. [Pause] Normal eben, ich mein, Hartz IV ist zwar nicht die Sahne, aber [Pause] ich geh von mir aus, für mich, ändert sich da nichts. Also, ...

Die Reaktion ihrer Freunde, deckt sich offenbar mit Annemaries eigener Reaktion auf die Arbeitslosigkeit, nämlich so zu tun, als ob da nichts, bzw. als ob alles „normal“ wäre. Das Hinterfragen dieser Art von Normalität bringt Annemarie dann ins Stottern: „Sie stellen Fragen“, sagt sie und deutet damit an, dass der Interviewer hier auf einen sensiblen Punkt zu stoßen scheint, über den man *normalerweise* nicht spricht. Diese Beobachtung führt zu einer zentralen These im Rahmen

der Analyse dieser Fallgeschichte: Vielleicht sind Annemarie Kolkowskis Freunde ja doch keine so empathielosen Gesellen, sondern heimliche Komplizen ihrer Umgangsstrategie mit der Arbeitslosigkeit. Diese Strategie soll im Folgenden rekonstruiert werden.

Mit 50 zum ersten Mal arbeitslos

Annemarie Kolkowski ist Mitte 50, ledig und kinderlos. Nach Abschluss ihrer Ausbildung zur Verkäuferin im Alter von etwa 20 Jahren begann sie in einem Ladengeschäft zu arbeiten, in dem sie auch nach dessen Privatisierung im Zuge der Wiedervereinigung angestellt blieb. Vier Jahre vor unserem Interview, als der Besitzer des Geschäfts in Rente ging und den Laden aufgab, wurde sie erstmalig in ihrem Leben arbeitslos. Seither ist es ihr nicht gelungen, wieder ein festes Beschäftigungsverhältnis aufzunehmen. Ihre Bemühungen darum (regelmäßige Stellensuche in Zeitungen, Bewerbungen, Maßnahmen, Praktika usw.) scheitern ihrer Einschätzung zufolge an altersbedingten körperlichen Einschränkungen. Konkret benennt sie Diabetes, einhergehend mit Einschränkungen des Bewegungsapparates infolge der jahrzehntelangen stehenden Tätigkeit im Geschäft.

Ihr Alltag ist zum Zeitpunkt des Interviews durch die Teilnahme an einer Maßnahme des Jobcenters strukturiert, in der sie täglich etwa 6 Stunden verbringt. Die Maßnahme dient laut Beschreibung des Trägers der Steigerung der Beschäftigungsfähigkeit von Langzeitarbeitslosen durch Gesundheitsberatung und -förderung, Informationsvermittlung über Ar-

beitsmarktrelevante Themen und Anregung zur Beteiligung an Aktivitäten im sozialen Nahraum. Nach sehr langem Überlegen beschreibt Annemarie ihren Tag in der Maßnahme wie folgt:

[lange Pause] Gute Frage, zum Beispiel hatten wir so erdkundliche Fragen, ne, so wie zum Beispiel die Randstaaten, die angrenzenden Staaten von Deutschland. Das sind solche Fragen, du machst hier wenn du ... gar kein' Kopp darüber, ja pff, ach naja, aber wenn du konkret gefragt wirst, ne, dann musste überlegen. Und denn haben wa heute, Mappen so ne, wie nennt man's, wie fl- so ne Fliesen-, nicht Mosaik, so ne Fliesenbilder, machen wir. Dann haben wir uns heute Motive ausgesucht, einige haben ihre ... müssen Praktika sich was gesucht, also Praktikumsbetriebe. Wir älteren machen dieses Mosaikbild, ja, dann hatt ich Feierabend.

Die Angebote der Maßnahme nimmt sie sehr gewissenhaft wahr, auch wenn sie bei vielem eher aus persönlichem Interesse mitmacht, als dass damit die Hoffnung verbunden wäre, es könnte bei der Suche nach einer Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt hilfreich sein. Die geringe Hoffnung auf eine Vermittlung in Arbeit scheint auch im Rahmen der Maßnahme stillschweigend geteilt zu werden – warum sonst sollten die Älteren Mosaikbilder erstellen, während die Jüngerer nach Praktikumsbetrieben suchen. Dennoch ist die Maßnahme für Annemarie Kolkowski kein sinnloser Zeitvertreib. Für sie ist der Aufenthalt dort eine Ressource der Alltagsbewältigung, indem sie die zeitliche Strukturierung des Tagesablaufs durch eine arbeitsähnliche Tätigkeit mithilfe der Maßnahme aufrechterhält. Dies wird im Gespräch durch die Verwendung von Metaphern aus der Arbeitswelt („Feierabend“) deutlich. Auf die Frage, ob sie bereit wäre an weiteren Maßnahmen teilzunehmen, sagt sie:

Aber andere Projekte, klar, nur von zuhause weg! Arbeit wär natürlich schöner, aber naja. Ne aber so ne Projekte würd ich immer wieder annehmen, ja, doch.

Grob zusammengefasst lässt sich sagen: Annemarie ist prinzipiell bereit zur Aufnahme einer Tätigkeit – da ein richtiger Job schwer zu

erreichen ist, nimmt sie was sie kriegen kann und versucht das Beste daraus zu machen.

„Ich brauch keine Super-Komfort-Wohnung. Ich habs warm“

Einen ähnlichen Pragmatismus legt sie auch in finanziellen Fragen an den Tag, indem sie ihre Bedürfnisse an die Realität eines Einkommens auf Arbeitslosengeld-II-Niveau anpasst. Annemarie sagt einerseits, Geld spiele nicht die zentrale Rolle in ihrem Leben, andererseits macht sie sehr detaillierte Angaben zu ihren Konsum- und Sparstrategien und benennt klare Prioritäten in Bezug auf Produkte, die sie sich leistet und auf die sie verzichtet. Auf die Frage, welche Rolle Geld für sie spielt, sagt sie:

Ja, welche Rolle? [Pause] Ich mein, ich brauch es, es ist da, ja. Aber, [atmet aus] ja, welche Rolle? Das ist für mich nicht das wichtigste. Ich hab zu essen, ich hab zu trinken. Ich brauch keine Super-Komfort-Wohnung. Ich habs warm, tja, is so. Luxus sind für mich, hmm, andere Sachen. Nicht Nahrungsmittel oder, das sind zum Beispiel Klamotten, Aussehen, Haare. Das ist für mich Luxus, für mich persönlich. Ob ich da n schicken Sideboard stehn hab, naja, der bringt mir nichts, für mich. Klar, Geld könnte man immer mehr haben, aber, [Pause] aber ich meine, ohne möchte ich auch nicht sein. Bloß ich möcht, [Pause] tja, wie sagt man das, besonderes ... Geld ist für mich nicht wichtig, kann ich auch nicht sagen. Gehört dazu, [Pause] aber ist nicht mein Hauptgedanke.

Diese sehr stockende, mit vielen Pausen vorgetragene Erzählung über die Bedeutung des Geldes für ihr Leben, lässt nicht so sehr darauf schließen, dass Geld für sie „nicht wichtig“ ist, sondern eher, dass sie selbst sehr ungern über das (fehlende) Geld und den Luxus, den sie sich nicht leisten kann, spricht. Sie benennt eine klare Strategie, mit dem wenigen Geld, das sie zur Verfügung hat, über den Monat zu kommen und darüber hinaus noch einen Betrag für außerplanmäßige Ausgaben zu sparen. Diese Strategie beschreibt sie wie folgt:

Ja, ich habe [...] für vier Wochen 200 Euro

zur Verfügung, für mich, ne. Und dann gibt es vier Umschläge, im jeden Umschlag sind 50 Euro drin.

Nach Abzug der laufenden Kosten, bleiben ihr insgesamt 250 Euro pro Monat zur Verfügung. 50 Euro davon werden gespart:

Das hab ich mit in meinem ... das sind die 200 Euro, ich hab ja immer auch Luft, wenn jetzt sag ich mal irgendwas kaputt gehen sollte, oder, [...] oder ich komm' da nicht mit aus. Ich hab im Monat noch n 50er ... übrig, der ist noch ... aber eben, der wird nicht ausgegeben.

Um sich selbst eine Freude machen zu können, sammelt sie zudem Zwei-Euro-Stücke:

Ich hab zuhause ne Sparbüchse. Und da kommen, wenn ich sie übrig habe, Zwei-Euro-Stücke rein, und letztes Jahr hatte ich 150 Euro zu Weihachten, wo ich was von kaufen konnte.

Durch Disziplin beim Geld ausgeben und eine vorausschauende Kalkulation erarbeitet sie sich finanzielle Spielräume, die sie indirekt in die Pflege ihrer sozialen Beziehungen und die Aufrechterhaltung eines würdevollen Erscheinungsbilds in der Öffentlichkeit einsetzt.

„Aber privat was, das möchte ich auch nicht.“

Annemarie Kolkowski versucht, die mit der Arbeitslosigkeit verbundenen Folgen dadurch einzudämmen, dass sie weitermacht wie bisher und an ihren bisherigen alltäglichen Routinen festhält. Sie geht zwar nicht mehr zur Arbeit, dafür aber in die „Maßnahme“, wenn sie dort Feierabend hat, geht sie in ihre, wenn nicht luxuriöse, dann wenigstens warme Wohnung und sie erspart sich Höhepunkte im Alltag, die ihr Freude bereiten. Dass ihr Umfeld wie eingangs beschrieben „gar nicht“ bzw. „normal“ auf die Arbeitslosigkeit reagiert – was sie auf Nachfrage als „nicht anders“, also als eine Art von *Nicht-Reaktion* bzw. Ignoranz, charakterisiert –, wirkt im Hinblick auf diese Strategie des *so zu tun, als ob nichts wäre* zunächst einmal unterstützend. Sie möchte nicht anders wahrgenommen oder behandelt werden als vorher und ihr soziales Umfeld entspricht diesem Wunsch. Allerdings

ist diese Strategie nicht ohne einen gewissen Aufwand umzusetzen.

Die sozialen Kontakte von Annemarie teilen sich in zwei Gruppen, die unterschiedliche Bezugspunkte bilden und inhaltlich kaum etwas miteinander zu tun haben. Das Wechseln zwischen diesen beiden Gruppen ist für Annemarie mit Spannungen verbunden, die ihr Handeln erheblich beeinflussen. Auf der einen Seite stehen Kontakte zu den Angestellten und Teilnehmenden der bereits erwähnten Maßnahme des Jobcenters, auf der anderen Seite der alte Freundeskreis. Den Freundeskreis charakterisiert sie wie folgt:

Das ist wie Familie, das ist wie mein zweites Zuhause, also das ist ... ich bin nicht zu Besuch, ich bin, wie sagt man, tja, [Pause] wenn ich dahin fahre, fahr ich nach Hause oder so. Ja, das ist [...] das ist kein Besuch, ist eben normal.

Obwohl die Maßnahme sehr viel Raum im Interview einnimmt, beschreibt sie ein wesentlich distanzierteres Verhältnis zu den anderen Teilnehmenden, sie sieht sie:

Nur bei der Maßnahme, oder wenn wir uns mal treffen. Aber privat was, das möchte ich auch nicht. ... Nö, nö. Und die möchten das auch nicht. Die haben ihr eigenes Leben und ich denke mal, die möchten auch nicht, dass man zu tief rein tritt, und das möchte ich auch nicht. Die sollen da ihr Leben leben. Ne. [Pause] Und wenn die mal Hilfe brauchen oder so, das können sie ja wenn wir da sind sagen, oder wenn sie was brauchen oder wie auch immer, das bringen wir dann so nächsten Tach mit oder [...]. Aber private Kontakte gar nicht, nein.

Die beiden Personenkreise stellen unterschiedliche Ressourcen der alltäglichen Lebensführung bereit und stellen verschiedene Anforderungen an Annemarie Kolkowski. Im Rahmen der Maßnahme erhält sie vor allem praktische Hilfe und Unterstützung im Umgang mit Behörden und sparsamer Lebensführung unter den Bedingungen des Grundsicherungsbezugs. Darüber hinaus werden Gefälligkeiten wie das Ausbessern einer Hose oder Haushaltstipps getauscht. Aus ihren Erzählungen wird deutlich, dass Annemarie hier die relevanten Informationen

in Bezug auf den Umgang mit den besonderen Herausforderungen des Lebens in Arbeitslosigkeit erhält.

Und der eine hat erzählt, meine Wohnung, das riecht zu doll nach Rauch! Ich sach, warte, ich fahr zu Rossmann, bring ich dir was mit. Ja, [Pause] aber nicht geschenkt, das ist alles, hier, so halt. Oder zum Beispiel heute habe ich erfahren, dass man auch beim Arbeitsamt, beim Jobcenter, Renovierungsantrag ablegen kann, für die Wohnung, hab ich auch nicht gewusst. So und Sachen. Oder manche fragen nach: „sag mal, guck dir das mal an, soll ich das jetzt hier mit dem IBAN“, oder wie das da heißt, ne, wissen auch viele nicht. [...] So unterstützen wir uns, so und mal fracht der Eine, dann weiß der wieder was, das is so.

Im alten Freundeskreis hingegen, gibt es nur wenige Personen, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Entsprechend versucht Annemarie ihre Situation dort nicht mehr als unbedingt nötig zum Thema zu machen. Niemand in ihrem Freundeskreis ist mit jemandem aus der Maßnahme bekannt. Annemarie Kolkowski grenzt die beiden Kreise kategorisch voneinander ab. So beantwortet sie die Frage nach der Art ihrer Beziehung zu Personen aus dem Kontext der Maßnahme:

Da hab ich keine Beziehung zu, das sind Leute, die mich entweder akzeptieren oder ablehnen, mit denen ich umgehe, aber nicht jetzt hier zum Freundeskreis oder so. Nein.

Ihre Äußerungen zu den Bekannten aus der Maßnahme sind ambivalent. Dennoch stellen beide Teile des Netzwerks wichtige Ressourcen in Bezug auf die Alltagsbewältigung dar, die nicht von der jeweils anderen ersetzt werden können. Die Beziehungen auf der einen Seite zeichnen sich aus durch praktische Hilfen und wechselseitige Unterstützung im Umgang mit der Arbeitslosigkeit, während sich die Kontakte zum alten Freundeskreis gerade dadurch auszeichnen, dass die Arbeitslosigkeit hier keine Rolle spielt und sie als gleichwertiges voll akzeptiertes Mitglied des Kreises behandelt wird. Annemarie möchte das auf jeden Fall so wahrhaben und kämpft darum, dass es so bleibt. Die Beibehaltung ihrer Rolle im

alten (statushöheren) Freundeskreis ist nicht umsonst zu haben, sondern nur auf Basis regelmäßiger Investitionen, die vom Munde abgespart werden:

Na ich hab Wünsche: Mode, Schuhe, was vernünftiges auch, ich möchte nicht, ähh, rumlaufen, man muss ja nicht sehen, dass man Hartz IV bekommt, oder denken. Manche geben ja kein Geld dafür aus. Ich brauche auch Geld für Drogerien, wenn ich zum Beispiel jetzt möchte ich mir ein gutes Parfum kaufen, dann spare ich eben darauf und das kaufe ich mir dann auch. Und da freut man sich auch drauf, weil, ich mein und, was viele auch nicht verstehen, aber das is- Ich red ja auch nur von mir, die kaufen sich Billigkram der da. Ich mein, ok, das ist zwar nicht viel Geld das man hat, aber ich hab ja auch nie viel verdient, als Verkäuferin wars ja auch nicht viel. Und wo man sparen kann ist Essen und Trinken.

Die Nutzung sozialer Beziehungen zur Bewältigung von Armut und Arbeitslosigkeit basiert auf individuellen Kompetenzen der Integration in soziale Zusammenhänge, die aber auch zusätzliche Belastungen mit sich bringen können. Soziale Netzwerke können hilfreich sein im Umgang mit spezifischen Herausforderungen der Arbeitslosigkeit sowie bei der Bewahrung von Selbstwert und Würde. Andererseits stellt die Organisation und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen unter der Bedingung von Langzeitarbeitslosigkeit eine besondere Herausforderung dar, die die Betroffenen zu bewältigen haben. Soziale Unterstützung ist so gesehen nicht frei verfügbar, sobald man jemanden kennt, beides muss durch die Pflege von Kontakten und die Anpassung an die unausgesprochenen Regeln sozialer Kreise erarbeitet werden.

Die für die Alltagsbewältigung bedeutsame Teilnahme an der Maßnahme des Jobcenters ist Annemarie nur für einen eingeschränkten Zeitraum sicher, auch wenn sie sich darum bemüht, wieder dorthin vermittelt zu werden. Institutionelle Akteure, die an der Bekämpfung der Armut interessiert sind, sollten an diesem Punkt ansetzen und über die Schaffung dauerhafter Perspektiven für Menschen nachdenken,

die mittelfristig keine realistische Aussicht auf eine bedürfnissichernde Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt haben.

Auf nach Panama!

Annemarie Kolkowski benennt keine realistisch erscheinende Perspektive, die eine grundlegende Veränderung ihrer Situation mit sich bringen würde; auch nicht die Hoffnung, noch einmal in Arbeit zu kommen.

I: Wie sehen Sie so Ihre nähere Zukunft?

AK: Immer positiv! Immer! Nein, wenn ich jetzt hier heulen würde, und rumjammern, und zuhause sitzen würde, und erzählen würde, wie schlecht es mir geht und wie schlecht alle Menschen sind, nein, das möchte ich nicht.

I: Aber haben Sie irgendwelche Pläne?

AK: Nö. Wenn ich meine ... ausgezahlt bekomme, dann möchte ich auswandern.

I: Wenn Sie was ausgezahlt bekommen?

AK: Na meine Altersvorsorge. Dann möchte ich auswandern, weit weg hier.

I: Wohin?

AK: Panama!

I: Panama?!

AK: Das is mein Traum. [Pause] Aber solange es eben nicht so is. Ich finds hier aber

auch nicht so schön, Menschen die jammern nur, und Gott dieses Gejaule immer, und „ich hab kein Geld mehr“ und „auch so viel Monat“, ich sach, „na dann teils doch besser ein.“ Geht auch alles. Mein Gott, es gibt auch Monate wo man auch nichts hat, [...] aber irgendwie gehts immer. Ich weiß es nicht, immer, irgendwie gehts immer.

Annemarie Kolkowski hat tatsächlich eine private Altersvorsorge, in die sie monatlich 30 Euro investiert. Ihre Strategie im Umgang mit der Armut ist eine Art *fatalistischer Tapferkeit*: Sie bemüht sich, das Beste aus der gegebenen Situation zu machen und damit unvereinbare Ansprüche hinter sich zu lassen. Es geht nicht mehr um Aufstieg, sondern um den alltäglichen Kampf um die Beibehaltung von Normalität und Würde, der mit zunehmendem Alter sicherlich nicht einfacher wird.

Also für mich, bin ich nicht arm. Mir gehts gut, naja gut in Anführungsstrichen. Aber da der Mensch ja ein Tier ist, der nach höherem strebt, ne, der kann ja nicht genuch bekommen, er ist ja auch nicht mit wenig zufrieden, immer schön. Und das ... Mehr als essen und trinken kann ich nich, ok, dass ich mir vernünftige Sachen kaufen möchte, aber ich möchte reich- möchte ich, muss ich nicht haben. Muss ich nicht sein.

Max Leckert

Nicht vorwärts und nicht zurück

Sabou Abani ist immer noch auf der Flucht

Sabou wacht auf in seiner Wohnung. Er frühstückt, an seinem eigenen Tisch. Ein Morgen, wie ihn Millionen von Deutschen jeden Tag erleben. Ganz normal. Aber für Sabou ist es nicht normal. Er hat lange darauf warten müssen, auf das Privileg eines eigenen Raumes, auf Privatsphäre, auf Selbstbestimmung. Lange hält es ihn hier trotzdem nicht. Um acht möchte er bei seiner Arbeit sein. Er packt seinen Rucksack. Alles da – Monatskarte, Wasser. Er muss viel Wasser trinken, hat der Arzt gesagt. Mit dem Bus fährt er zum Flüchtlingsheim. Hier hat er fast drei Jahre gelebt, hier ist seine Werkstatt. Sabou ist Künstler, er arbeitet mit Stein. Seine Werkstatt ist klein und zugestellt. Die Skulpturen drängen sich dicht an dicht. Eine große Gestalt, versteckt unter einer Kapuze, hält sich die Hände vors Gesicht. Sie krümmt sich unter dem sie verhüllenden Stoff. Im Raum nebenan steht noch unvollendet das Wahrzeichen der Stadt – ein Gebäude aus dem vorvergangenen Jahrhundert, übermannshoch aus Sandstein geschlagen. Obwohl neu, strahlt es den gleichen alten Glanz aus wie sein Vorbild, die Säulen, die geschwungenen Bögen.

Als er vor drei Jahren hierher kam,¹ in die Stadt, sagte er den Sozialarbeitern des Heims, er sei Künstler, er brauche eine Werkstatt. Ein Raum in einem unsanierten Nebengebäude war frei. Sechs Monate dauerte es dann noch, bis er alles beisammen hatte. Die Werkzeuge, das Material. Das Geld dafür musste er sich leihen, zwanzig Euro hier, dreißig dort. Wir helfen einander, sagt Sabou. Das alles, seine Arbeit, mache er allein. Das Geld zahle er immer zurück. Diese Unabhängigkeit ist ihm wichtig, er zahlt für alles selbst. Man hilft sich,

aber leicht war es nicht, im Heim zu leben. So viele Leute mit unterschiedlichen Mentalitäten, mit verschiedenen Vorstellungen. Eine Wohnung zu haben, einen Platz für sich, das sei eine große Verbesserung gewesen. Irgendwann konnte Sabou eine Wohnung vermittelt werden. Im Heim wurde mehr Platz gebraucht für Neuankömmlinge. Eine Wohnung, das ist gut, aber es ist auch schwierig. Sabou ist Afrikaner. Zu Hause, sagt er, sei man nie allein gewesen. Man wachse mit seiner Familie auf, alle in einem Haus, auf der Straße trifft man einander, grüßt sich, kommt ins Gespräch. In einer Wohnung, ganz allein, ohne Beschäftigung, das sei sehr schwer.

Deshalb ist Sabou immer hier, sagt er, in seiner Werkstatt. Hier kann er sich auf die Arbeit konzentrieren. Dafür müsse er viel nachdenken, Unterbrechungen sind nicht gut, man muss den Kopf frei haben. Meist ist er von früh bis spät hier. Was er in seiner Freizeit mache? Nichts. Nur zu Hause bleiben, fernsehen, Musik hören. Etwas anderes kann er sich nicht leisten.

Heute musste Sabou schon um acht mit der Arbeit beginnen, denn um zwei muss er zu seinem Projekt an der Grundschule. Dort arbeitet er mit Kindern, zeigt ihnen, wie man mit Stein arbeitet. Das macht viel Spaß. Sabou ist Steinmetz, das hat er in Afrika gelernt. Die Kinder können aber nicht mit den Maschinen umgehen, die er verwendet. Also hatte er die Idee, mit Speckstein zu arbeiten. Zuerst machte er ein Praktikum an der Schule. Dem Schulleiter gefiel, wie er mit den Kindern arbeitete, und er wollte ihn behalten. Deshalb bekam Sabou eine Sondergenehmigung von der Behörde,

um an der Schule arbeiten zu dürfen. 200 Euro erhält Sabou im Monat für seine wöchentlich sechs Stunden Projektarbeit. Dazu kommen 200 Euro, die er vom Amt bekommt. Wohnung und Monatskarte werden ihm bezahlt. Er hatte auch ein Fahrrad, doch das ist jetzt kaputt. Bei 400 Euro monatlich bleibt nichts übrig für Reparaturen. Und da sind noch die Kosten für Sabous Rohmaterial. Ein Block von dem Stein, den er verwendet, kostet über 250 Euro. In seiner Heimat konnte er viel geringere Mengen kaufen – und für den halben Preis. In Deutschland ist unter 100 kg nichts zu bekommen. Er müsste seine Kunst verkaufen können, um wirklich Fuß zu fassen. Eine uneingeschränkte Arbeitserlaubnis hat Sabou seit einem Monat. Aber auch so fehlen ihm die Abnehmer für seine Skulpturen. Was er bräuchte, wäre mehr Bekanntheit – oder „Öffentlichkeit“, wie Sabou es ausdrückt. Einmal wurde schon eines seiner Kunstwerke ausgestellt. Zur 800-Jahr-Feier der Stadt hatten die Organisatoren ihn gefragt, ob er eine Skulptur des Stadtwappens anfertigen könne. Nach dem Fest wurde das Kunstwerk im Foyer des Stadtmuseums ausgestellt. Ein Käufer fand sich jedoch nicht. Außer den Materialkosten bekam Sabou von dem Verein zwei neue Geräte bezahlt, Maschinen im Wert von insgesamt 600 Euro.

Der Verein hatte über „Root n’ Grow“ von Sabou erfahren. Dieses Projekt organisiert Workshops, ähnlich wie Sabous Schulprojekt, und ermöglichte es Sabou, drei Skulpturen in einem Atelier auszustellen. Während seiner Zeit in Deutschland war Sabou auf die Hilfe vieler solcher Initiativen und Vereine angewiesen. Die größte Hürde war die Sprache. Sabou spricht mehrere Sprachen seiner Heimat. Dazu kommt Französisch, das er während seiner achtjährigen Schulausbildung vertiefte. In Deutschland verstand er zunächst niemanden. Zumindest bei Arztbesuchen und im Krankenhaus bekam er Hilfe von Dolmetschern. Das mit seinem Auge war bei einem Autounfall passiert – zu Hause in Afrika. Bei der Erstaufnahme in Deutschland erfolgten die obligatorischen gesundheitlichen Untersuchungen. Die Ärzte empfahlen einen chirurgischen Eingriff. Es folgten drei Jahre mit insgesamt sechs Operationen. Heute ist Sabou auf dem linken Auge blind und leidet

unter chronischen Schmerzen. Sein Arzt, sagt er, verschreibt ihm nur immer weiter Tabletten und Augentropfen. Die Medikamente halten zwischen einer und vier Stunden vor. Dann kehren die Schmerzen zurück. Es war einer der Ärzte im Krankenhaus, der ihm Lehrbücher und eine CD kaufte. Da begann Sabou, Deutsch zu lernen. Ausschlaggebend war dann der Umzug vom Erstaufnahmelager, draußen auf dem Land, in die Großstadt. Hier half ihm die GÜG, die Gruppe zur Unterstützung Geflüchteter. Sie konnte ihn in einen Deutschkurs vermitteln und übernahm die Kosten. Seit Sabou Deutsch kann, ist vieles leichter. Er kann jetzt viele Probleme allein lösen. Er versteht die Briefe vom Amt, er kann mit den Schülern arbeiten.

Außer der GÜG hilft auch eine AntiRa-Gruppe. Sie sammelt Material, mit dem Sabou arbeiten kann. Auch beim Transport der schweren Steinblöcke greift sie ihm unter die Arme. Nur zu Fuß und mit den Öffentlichen wäre das unmöglich. Besonders als Sabou noch kein Deutsch konnte, war die Unterstützung durch die AntiRa-Gruppe wichtig. Bei mehreren Benefizveranstaltungen wurde Geld gesammelt, mit dem Sabou erste Materialien kaufen konnte. Inzwischen hilft auch die Grundschule. Sie steuerte 300 Euro für eine neue Maschine bei. Sabou zahlt das Geld in Raten zurück. Die Hilfe dieser Gruppen und Vereine und die kleinen Hilfen durch andere Geflüchtete sind Ersatz für das, was Sabou verloren hat. Seine Familie, seine Freunde. Seit er die Sprache spricht, gibt es mehr Möglichkeiten. Aber der Verlust bleibt. Wie es war, nach Deutschland zu kommen? Das sei schwierig gewesen, *sein* Land zu verlassen und in ein anderes gehen zu müssen; „dann tauschen die dein Leben. Von deinem Leben in ein anderes Leben“, sagt Sabou.

Als er kam, kannte er niemanden. Inzwischen kennt er viele Leute – andere Menschen im Heim, Sozialarbeiter, Leute von der GÜG, von Root n’ Grow und der AntiRa-Gruppe, seine Kollegen in der Grundschule. Aber Freunde? Bis vor einem Jahr war Sabou Mitglied einer Musikgruppe. Er traf sich mit anderen Afrikanern, sie redeten, lachten. Sie machten Musik zusammen. Mit der Zeit zogen sie weg. Nach Hamburg, München, Köln, in größere Städte mit mehr Arbeit. Jetzt ist Sabou wieder allein.

Einsam. Sieht er sie noch? Besucht man sich gegenseitig? Nein. Sie telefonieren hin und wieder. Sie müssen selbst arbeiten. In Deutschland, sagt Sabou, ist das Tempo überall das gleiche. Er kennt viele Afrikaner in unterschiedlichen Städten. Nur zu besonderen Anlässen trifft man sich. Man kocht, tanzt, tauscht sich aus. Vor kurzem war Sabou in Berlin, auf der Beerdigung eines Freundes. Die Leute dort riefen ihn an, erzählten, was passiert war. Drei Tage war er in Bremen. Dazu musste er eine Genehmigung von der Ausländerbehörde beantragen. Denn Asylbewerber und Geduldete unterliegen der Residenzpflicht. Sie dürfen einen von der für sie zuständigen Behörde festgelegten Bereich nicht verlassen. Deshalb muss Sabou jedes Mal um Erlaubnis bitten, wenn er Mecklenburg-Vorpommern verlassen möchte. Ob es schwierig sei, so eine Genehmigung zu bekommen? Nein. Schwierig sei das nicht. „Aber wir sind Menschen“, sagt Sabou. „Du als Deutscher, brauchst du eine Genehmigung?“ Ich zögere. Sabou wiederholt seine Frage. „Ich brauch keine Genehmigung“, gebe ich kleinlaut zu. „Was ist das für ein Recht?“, fragt Sabou. „Das ist Unrecht.“ Für alles braucht man eine Genehmigung. Um zu arbeiten, um dauerhaft bleiben zu können, um zu gehen, wohin man will. Als Künstler braucht er Öffentlichkeit, sagt Sabou. Und um bekannt zu werden, muss er seine Kunst ausstellen, muss reisen. Und er braucht Geld, um seine Ideen zu verwirklichen, um seine Sammlung zu erweitern. Seit drei Jahren hat er denselben Status, tritt er auf der Stelle. In Afrika war es schwer. Aber manchmal war es leichter als in Deutschland.

Doch in seiner Heimat konnte er nicht bleiben. Denn dort gibt es Sklaverei. Bekommt man ein Problem mit der falschen Person, wird man abgeholt. Das bedeutet Gefängnis. Oder Schlimmeres. Auch Sabou wurde „weggebracht“. Die Polizei verfrachtete ihn in einen Wagen und fuhr ihn hinaus in die Wüste. Mehrere tausend Kilometer. Sie zwang ihn, Tiere zu hüten, für einen anderen zu arbeiten, Sklave zu sein. Sabou hatte Glück im Unglück. Er traf jemanden, der ihn abholte. Mit dem Auto an die Grenze. Und dann weg. Durch andere Länder bis an die Küste. Dann mit dem Schiff übers Mittelmeer. Dann wieder andere Länder.

Wollte er nach Deutschland? Nein, er wollte nur weg. Er reiste mit anderen. Sie nahmen ihn mit, achteten auf ihn wegen seines Auges. Seit damals ist er in Deutschland, bemüht sich, Fuß zu fassen. Zu Hause, in Afrika, hat er noch Familie. Auch Kinder. Ab und zu telefonieren sie. Das ist schlimm, sagt Sabou, nicht bei seiner Familie sein zu können, das ist schlimm. Dennoch hatte er Glück, findet Sabou. Nicht alle haben die gleichen Möglichkeiten wie er. Ihm wurde viel geholfen. Nicht alle bekommen eine Chance auf Arbeit. Vor einiger Zeit ging er noch häufig auf die Straße. Er demonstrierte, forderte mit anderen mehr Rechte für Flüchtlinge. Er protestierte gegen rechte Gewalt, als ein Bekannter von Neonazis angegriffen wurde. Inzwischen geht er nicht mehr.

Er hat viele Bekannte, Freunde sind es nicht. Sie denken anders als er, haben andere Arbeit. Seit seine Freunde weggezogen sind, ist er wieder einsam. Mit ihnen konnte er über Persönliches reden. Dinge, die ihn belasten, ihm Sorgen bereiten. Sorgen, die sich nicht nur um Asyl drehen und um Bleiberecht, die alltäglichen Probleme, die er mit so vielen teilt. Er macht keine Musik mehr, trifft sich nicht mit anderen. Manchmal fragen sie ihn: „Wo bist du? Wir haben uns lange nicht gesehen“. Er arbeite zu viel, sagen sie ihm. Aber Sabou möchte nicht zu Hause sitzen und nichts tun. Sein Auge schmerzt, er versucht, nicht daran zu denken. Wenn er sich auf die Arbeit konzentrieren kann, ist es besser. Er bleibt in seiner Werkstatt, konzentriert sich auf seine Arbeit. Er bleibt allein. Er möchte seine Arbeit voranbringen, möchte vorwärtskommen. Am liebsten möchte er zurück nach Afrika.

Anmerkung

- 1 Sabou Abani flüchtete Jahre vor der aktuellen Flüchtlingskrise nach Europa. Viele Umstände, Ereignisse und Motive ähneln der Lage der Flüchtlinge 2015 und 2016 (Anm. d. Red.)

Sylvia Keim

Alleinerziehend, arbeitslos, perspektivlos?

Anne Wegner zwischen kompetentem Familienmanagement
und chronischer Erschöpfung

Die soziale Situation alleinerziehender Mütter wird häufig aus einer Defizit-Perspektive beschrieben: Sie sind partnerlos, häufig auch arbeitslos und ihre Lage scheint gerade hinsichtlich der Vereinbarkeit von Familienarbeit und einer beruflichen Karriere oft perspektivlos. Richtet man den Blick allerdings auf das aktive Handeln, die Bewältigungskompetenzen und Ressourcen der Alleinerziehenden, dann zeigt sich ein differenzierteres Bild: Partnerlosigkeit verweist dann nicht nur auf den passiv erlittenen Verlust einer wichtigen Bezugsperson, sondern kann auch als emanzipatorische Befreiung aus einer als unglücklich erlebten Beziehung erlebt werden. Auch eine Nicht-Erwerbstätigkeit bedeutet angesichts der zu leistenden Betreuungs-, Erziehungs- und Haushaltstätigkeiten kein Fehlen von Arbeitstätigkeit per se, sondern präziser das Fehlen einer Tätigkeit, die angemessen entlohnt und anerkannt wird und sich mit der Familienarbeit vereinbaren lässt. Mit dem Fokus auf individuelles Bewältigungshandeln stellt sich auch die Frage nach der Perspektivlosigkeit neu: Welche individuellen Kompetenzen und Ressourcen wie auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen sind notwendig, um alleinerziehenden Frauen Perspektiven für die Gestaltung ihres familiären und beruflichen Lebens zu bieten?

Anne Wegner ist 34 Jahre alt, geschieden und Mutter von drei Kindern im Alter von 7, 9 und 13 Jahren. Sie lebt mit ihren Kindern in einer mittelgroßen Stadt im Nordosten Deutschlands. Anne Wegner hat nach ihrem Realschulabschluss zunächst eine Ausbildung begonnen, diese aber nach einem Jahr abgebrochen. Es folgte eine weitere Ausbildung zur

pharmazeutisch-kaufmännischen Angestellten, die sie abgeschlossen hat. Nach Abschluss der Ausbildung bekam sie ihren ersten Sohn. Von dessen Vater trennte sie sich rasch und zog zu ihrem neuen Freund in eine andere Stadt. Ein Wiedereinstieg in ihren erlernten Beruf gelang ihr nicht, da dieser ihrer Erfahrung nach an ihrem neuen Wohnort kaum benötigt wurde. Sie arbeitete in den folgenden Jahren immer nur kurzzeitig, z. B. in einem Supermarkt oder als Zahnarthelferin. Nach der Trennung von ihrem Freund lebte sie eine Weile alleine. Dann lernte sie ihren Ehemann kennen, mit dem sie zwei weitere Kinder bekam. Beruflich orientierte sich Anne Wegner nach der Kindererziehungszeit um und ließ sich zur Tagesmutter ausbilden. Bis zu ihrer Scheidung im Jahr 2010 arbeitete sie in diesem Beruf. Die Scheidung erlebte sie als extrem belastend, da der Vater das Sorgerecht für die beiden jüngeren Kinder beanspruchte und die Kinder wöchentlich zwischen beiden Elternteilen pendelten. Zwischenzeitlich wies sie sich selbst in eine psychosomatische Klinik ein. Seit 2011 hat sie nun das alleinige Sorgerecht für alle drei Kinder und sowohl ihre psychische Verfassung als auch ihre Familienleben haben sich stabilisiert. Sowohl der Älteste als auch die beiden jüngeren Kinder besuchen ihren jeweiligen Vater jedes zweite Wochenende.

Der Tagesablauf von Anne Wegner gestaltet sich ganz nach dem Rhythmus und den Bedürfnissen der Kinder: Sie steht morgens auf, macht „die Kinder fertig“, und wenn diese in der Schule sind, kümmert sie sich um den Haushalt; zu Mittag kocht sie für die Kinder, da ihre Tochter das Schulessen aufgrund einer

Nahrungsmittelunverträglichkeit nicht essen kann. Nachmittags fährt sie die Kinder teilweise zu ihren musikalischen und sportlichen Freizeitaktivitäten. Zeit für eigene Hobbies hat sie nicht. In den Ferien und an den Wochenenden, wenn die Kinder nicht bei ihren Vätern sind, unternimmt Anne Wegner Ausflüge und verbringt den Großteil ihrer Zeit mit ihnen.

„Ich möchte schon irgendwie gerne was tun...“

Anne Wegner glaubt nicht, dass sie Chancen hat, in ihren erlernten Beruf zurückzukehren. Eine Tätigkeit im Einzelhandel hält sie für unvereinbar mit der Betreuung ihrer Kinder, sei es wegen der Arbeitszeiten, weil sie dann keine Zeit mehr hätte, ihre Kinder zu Freizeitaktivitäten zu bringen oder wegen der häufigen Krankheiten der Kinder und ihrer eigenen. Um das alles abzufangen, fehlt ihr die Unterstützung von Personen, die die Kinder spontan tagsüber betreuen könnten. Auch rechnet sie mit einem geringen Verdienst.

Und wenn ich jetzt arbeiten gehen würde, ähm, würd ich ja auch nicht so viel verdienen, dass ich mir dann, wenn ich krank bin, ein Babysitter leisten kann, da hätt ich noch weniger als jetzt.

Anne Wegner geht davon aus, dass sowohl sie als auch die Kinder unter einer Tätigkeit außer Haus leiden müssten und sie rasch an ihre körperlichen und psychischen Grenzen stoßen würde.

Ich möchte schon irgendwie gerne was tun, aber, so, dass es für mich vereinbar ist, dass es eben, dass nicht die Kinder drunter leiden oder ich vielleicht ein Burnout bekomme auf Grund, äh, der ganzen Mehranstrengung die dann noch kommt.

Vorstellbar wäre für sie eine Tätigkeit als Tagesmutter, die sie in der eigenen Wohnung ausüben könnte. Allerdings ist dies in der Wohnung, in die sie nach der Trennung gezogen ist, nicht möglich. Zwar hat sie lange nach einem größeren Wohnraum mit Garten gesucht, das sei für sie alleine aber nicht bezahlbar. Dennoch hat sie eine neue Perspektive für eine ähnliche berufliche Tätigkeit entwickelt: Sie hat sich

beim Jugendamt darum beworben, Kinder in Kurzzeitpflege zu nehmen und an einer Pflegeelternschulung teilgenommen:

[...] dann hab ich, in Anführungsstrichen, auch erstmal ne Arbeit, es is zwar nich – ja, andre sagen: „Passt ja bloß auf ein Kind auf!“ Aber es is schon Arbeit [lacht kurz] für mich. Und, also, in die Richtung geh ich jetzt erstmal weiter. Oder denk ich weiter. Dass das realistisch wäre, dass ich das auch schaffen würde und auch, ja, mit meinen Kindern dann noch so alles weiter funktionieren würde.

Wesentlich für Anne Wegners Möglichkeiten einer Arbeitsaufnahme ist also die Vereinbarkeit dieser Tätigkeit mit der Betreuung ihrer Kinder.

„Ich schaffs ja sogar immer, nebenbei noch was zu sparen.“

Mit der Scheidung verschlechterte sich Anne Wegners finanzielle Situation gleich zweifach: Zum einen verlor sie ihren Arbeitsplatz als Tagesmutter, zum anderen verlor sie den direkten Beitrag ihres Partners zum Haushaltseinkommen. Dennoch macht sie deutlich, dass sie ihre finanziellen Mittel als ausreichend empfindet:

Also ich find an sich ausreichend. Ich kann es teilweise nich verstehn, wenn andre sagen, sie kommen jetzt mit Hartz IV nicht zurecht. Ich finde, dass man, wenn man rechnen kann und wenn man sich auch ne Rechnung aufstellt, dass man damit durchaus leben kann. Es is zwar nich schön, aber es geht. Und, äh, ich schaffs ja sogar immer, nebenbei noch was zu sparen.

Sparen trotz Hartz IV? Diese Aussage überrascht, aber tatsächlich spart Anne Wegner erhebliche Beträge: Sie zahlt monatlich einen Kredit für die Anschaffung eines Klaviers mit einer Rate von 200 Euro ab und legt zusätzlich noch 200 Euro beiseite. Für Einkäufe (Lebensmittel, Hygieneartikel etc.) bleiben ihr dann wöchentlich 120 Euro.

Wie geht das? Auf der Einnahmeseite stehen die Zahlungen von „Hartz IV“ (Arbeitslosengeld II) und die Unterhaltszahlungen beider Väter für ihre Kinder, andere Zuwendungen erhält sie nicht. Es geht, wie Anne Wegner

betont, „wenn man rechnen kann“ und auch „ne Rechnung aufstellt“. Diese Kompetenzen (kognitive Fähigkeiten und Selbstdisziplin) hält sie sich zu Gute und ist darauf auch stolz. Sie führt genau aus, welche Strategien des Umgangs mit Geld sie sich angeeignet hat: So verteilt sie den verfügbaren Wochenbetrag in für spezielle Ausgabenposten markierte Umschläge (z. B. zum Tanken, für Geburtstagsgeschenke) und gibt sehr konsequent für jeden Posten auch nur so viel Geld aus, wie im Umschlag verfügbar ist. Wenn das Benzingeld zur Neige geht, fährt sie häufiger Fahrrad. Auch hat sie Einkaufs- und Kochpläne aufgestellt: „also ich achte schon drauf, dass sie Obst, Gemüse, das haben, dass ich frisch koche [lacht kurz] und das klappt alles mit dem Plan, den ich aufgestellt hab.“ Zudem verwendet Anne Wegner sehr viel Zeit darauf, Sonderangebote zu finden und nach besonders günstigen Einkaufsmöglichkeiten in Kleinanzeigen und im Internet zu recherchieren.

In ihren Ausführungen wird aber auch etwas anderes deutlich: Damit die Kinder keinen Mangel spüren müssen, reicht es nicht aus, nur „rechnen zu können“. Anne Wegner muss zusätzlich alle Ausgaben für sich persönlich auf ein Minimum reduzieren. Ihre eigene Kleidung bezieht sie aus dem Sozialkaufhaus, Hobbies pflegt sie nicht mehr und während sie für ihre Kinder regelmäßig Mittagessen kocht, isst sie selbst nicht mit:

Anne Wegner: Gut jetzt auch mit dem Mittag kochen, wenn ich hier Mittag mache. Ich koch eigentlich für die Kinder. Also mich lass ich grundsätzlich ausfallen. Daran spar ich halt auch.

Interviewer: Und was essen Sie?

AW: Hmmm, manchmal erst zum Kaffee oder zum Abendbrot wieder. Oder eben einfach nur so ganz bisschen halt, wenn noch eine Kartoffel übrig is, ess ich halt die eine Kartoffel [lachend] noch oder so. Ja, also ich guck in erster Linie schon, dass, äh, die Kinder erstmal alles haben und dann, dann komm ich.

Die Lebens- und Finanzplanung mit der Priorität „dass die Kinder erstmal alles haben“ führt dazu, dass Anne Wegner kaum auf ihre eigenen Bedürfnisse achtet. Erst nach einer

längeren Krankheitsphase „kurz vorm Burn-out“ über mehrere Monate, hat sie vor ein paar Monaten begonnen, ihre Lebensgestaltung zu hinterfragen und zumindest partiell zu ändern:

Ich hab immer Temperatur gehabt, über Monate. Sobald ich irgendwie körperlich mich angestrengt hab und sei es bloß Staubsaugen gewesen, hats mich sofort dahingerafft [lacht kurz]. Und da gings mir irgendwie nich so gut. Weil ich auch sehr, äh- [Räuspern] Ich möcht es alles richtig-machen und hab selber so hohen Anspruch und, äh, schaffes dann aber doch irgendwie nich und mach dann trotzdem immer weiter und immer weiter und irgendwie war dann mal Schluss gewesen. [Ich hab dann] bewusst versucht, mal nichts zu machen, dass ich auch abends, selbst wenn die im Bett waren, nich dann jeden Tach mich ans Bügelbrett gestellt hab, [lacht kurz] sondern wirklich einfach mal bloß so auf der Couch lag, mal en Buch gelesen hab und einfach ja, ruhiger, ne? Naja, und seitdem nutze ich eben auch meine, meine kinderfreien Wochenenden mehr für mich, als ichs davor gemacht hab. Davor hab ich dann wirklich immer Großreineputz gemacht, jedes zweite Wochenende, dass hier wieder alles in Ordnung is oder Zimmer gemalert, irgendwie, ich hab immer irgendwas gemacht. Und, ja, seitdem jetzt nich mehr unbedingt.

Aktuell leidet sie unter starkem Haarausfall, was „bestimmt auch stressbedingt“ sei – ohne den „Stress“ genauer auszuführen. Deutlich wird hier jedoch, dass sie, um ihren Kindern ein gutes Leben zu ermöglichen, bis an die Grenzen ihrer eigenen körperlichen und gesundheitlichen Belastbarkeit geht.

„Mein Anspruch is’ immer, ich wills alleine schaffen.“

Wenn Anne Wegner über ihr Familienleben spricht, so beschreibt sie vor allem, was sie alles „schafft“, was sie ihren Kindern an materiellen Dingen ermöglicht: vielfältige und z. T. kostenintensive Hobbies (Klavierunterricht, Reitunterricht, Sportverein), Freizeitaktivitäten wie Bowling, Kinobesuche, Ausflüge und Urlaube,

aber auch eine Wohnung, in der jedes Kind ein eigenes Zimmer hat. Emotionale Aspekte, insbesondere positive Affekte im aktuellen Zusammenleben mit den Kindern, beschreibt sie selten, lediglich Stress und der Wunsch nach Entlastung bei der Kindererziehung klingen an:

[...] momentan isses noch so, dass ich mir vielleicht zeitweise en Vater wünschen würde, hier zu Hause, dass ich nich so ganz alleine immer bin. Dass da, dass derjenige dann auch mal e'n Machtwort sprechen könnte.

Auch wird deutlich, dass sie seit der Trennung von ihrem Mann vor vier Jahren kaum Dinge nur für sich tun kann:

In meiner Freizeit? Also so wirklich Freizeit hab ich ja nich, also wie gesacht, ich nutz jedes zweites Wochenende, um mal was für mich zu machen, so richtige Hobbys hab ich nicht mehr. Also, ich hab ne zeitlang im Orchester auch gespielt, weil ich selber Geige spiele, die Probe is aber in der Woche Dienstagabend und da komm ich nich weg. Das, das geht nich mehr. Und ansonsten, ähm, fahr ich gerne Fahrrad noch. Und mehr Hobbys hab ich [lachend] irgendwie nich mehr.

Seit vier Wochen hat Anne Wegner einen neuen Partner, der 10-15 km entfernt auf dem Land wohnt. Sie stellt Überlegungen an, zu ihm zu ziehen, das hätte Vorteile für sie (Garten, ggf. wieder Tätigkeit als Tagesmutter, Unterstützung bei der Kinderbetreuung) – sie könnte dann aber ihren Kindern nicht mehr die Eigenständigkeit und Freizeitgestaltung bieten, an die sie sich in der Stadt gewöhnt haben. Damit wischt sie den Gedanken zunächst vom Tisch.

Anne Wegner unterhält eine Vielzahl sozialer Kontakte, die sie unterstützen können. Hinter diesem Potential steht jedoch meist ein einschränkendes „aber“. So leisten die Väter ihrer Kinder zwar die gerichtlich vereinbarte finanzielle Unterstützung und betreuen die Kinder jedes zweite Wochenende, aber nicht mehr. Die Freizeitaktivitäten der Kinder z. B. finanziert Anne Wegner komplett alleine. Ihre Schwiegermutter unterstützt sie bei der Kinderbetreuung, aber da sie selbst noch beruflich eingebunden ist, kann sie tagsüber nicht spontan einspringen. Ihre Mutter bietet

ihre Hilfe an, aber sie wohnt nicht vor Ort, die Beziehung ist schwierig und Anne Wegner glaubt auch nicht, dass ihre Mutter mit allen drei Kindern auf einmal klarkäme. Auch ihren Freundinnen mutet sie im Notfall nur jeweils ein Kind zu:

Also, das is ganz schwierig, wenn ich jetz irgendwas hab, alle drei mal irgendwie unterzubringen. Es geht dann nur einzeln und, äh, es is eigentlich gar nich – fast nie möglich.

Insgesamt ist es für Anne Wegner auch nicht leicht, um Hilfe zu bitten oder sie anzunehmen. Es ist ein „komisches Gefühl, so auf andere angewiesen zu sein, ne. Versuch das immer irgendwie allein hinzukriegen.“

Auf ein Kind aufpassen – ist das Arbeit?

Anne Wegner präsentiert sich uns als kompetente Familienmanagerin. Sie geht geschickt mit den finanziellen Ressourcen um und ermöglicht ihren Kindern weitestgehend ein Leben ohne materielle Mängel. Ihre Mutterschaft gibt ihr eine Aufgabe jenseits der Erwerbsarbeit, die Betreuung der Kinder und die Haushaltsführung füllen ihren Alltag aus. Dennoch betrachtet sie die Betreuung von Kindern im häuslichen Umfeld – seien es ihre eigenen Kinder oder auch ein Pflegekind – nur als „Arbeit“ in Anführungsstrichen, weil sie das Gefühl hat, andere erkennen diese Tätigkeit nicht an und sagen „passt ja bloß auf en Kind auf“.

Kompetenz und Geschick sind allerdings nicht alles. Um für die Kinder den materiellen Status Quo aufrechterhalten zu können, den sie vor der Scheidung hatten, investiert Anne Wegner auch viel Zeit und Mühe und reduziert ihre eigenen Bedürfnisse auf ein Minimum. Sie empfindet ihr Leben als stressig und sorgt sich, ein Burnout zu erleiden. Dem Bild der kompetenten Familienmanagerin nach außen steht komplementär das Bild einer chronischen Erschöpfung gegenüber. Glück ist für Anne Wegner, wenn sie ihrem rational durchgeplanten Alltag entfliehen kann, wenn Ferien sind und die Familienmanagerin keine Termine jonglieren oder Preise vergleichen

muss, sondern mit den Kindern einfach in den Tag hineinleben kann.

Mit dieser ambivalenten Selbst- und Situationsbeschreibung ist unsere Befragte nicht alleine. Viele alleinerziehende erwerbslose Mütter in unserer Studie präsentieren sich als kompetente Familienmanagerinnen, die doch stetig an ihre Grenzen stoßen, weil die einzige Stellschraube, an der sie noch drehen

können, um eine gute Mutter zu sein, die der beständigen Vernachlässigung ihrer eigenen Bedürfnisse ist. Ihre beruflichen Perspektiven wie auch privaten Freiräume hängen dabei stark von der verfügbaren institutionellen Unterstützung (finanziell, aber z. B. auch bei der Kinderbetreuung) und ihrem persönlichen Unterstützungsnetzwerk ab.

Stefan Brandt

Arrangements mit und Sinnbezüge zu prekären Erwerbssituationen

Detlef Krug: „Ich kanns ja doch nicht ändern“

Das Interview mit Detlef Krug, auf dem die vorliegende Fallgeschichte basiert, wurde im Forschungsprojekt „Sozialkapital im Lebensverlauf“¹ erhoben. Krug ist zum Zeitpunkt des Interviews 52 Jahre alt und alleinstehend. Er lebt seit 1996 zusammen mit wechselnden Untermietern in einer Vier-Zimmer-Wohnung in einem innenstadtnahen Hamburger Viertel, empfängt seit etwas mehr als zehn Jahren Sozialhilfe bzw. Arbeitslosengeld-II und bessert seit Kurzem sein Einkommen durch einen 400€-Job auf.

Als Sohn eines Marine-Angehörigen und einer klinisch-medizinischen Fachangestellten wuchs Detlef Krug gemeinsam mit einem Bruder und einer Schwester in Schleswig-Holstein auf. Mit 17 Jahren verließ er das Gymnasium, weil er „mit Latein nicht so zurechtkam“ und absolvierte eine zweijährige Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann in der Lebensmittelbranche. Auf den Pfaden seines Vaters wandelnd verpflichtete er sich anschließend für zwei Jahre bei der Marine, verdiente dort als Zeitsoldat „für damalige Verhältnisse gutes Geld“ und konnte „ein bisschen was von der Welt sehen“. Mit den in dieser Zeit angesammelten Ersparnissen guckte er sich in der Folge ein „büßchen die Welt an“. Rückblickend wünscht er sich, länger bei der Marine geblieben zu sein.

1983 zog Krug nach Kopenhagen, arbeitete dort zwölf Jahre Vollzeit in einer Kneipe und verbrachte „eine ganz schöne Zeit“. Nachdem er sich Mitte der 1990er Jahre in Kopenhagen zunehmend „nicht mehr so wohl fühlte“ und die Kneipe, in der er tätig war, schloss, nahm er 1995 das Angebot eines Bekannten an, in dessen neu eröffneter Kneipe in Hamburg zu

arbeiten. Bald darauf schloss er jedoch seine Laufbahn in der Gastronomie ab:

Gastronomie, äh, äh, weiß ich nicht das is so ne Phase, irgendwann, äh, äh, irgendwann hat man, hat man da auch keine Lust mehr, äh, weiß ich nich, man äh, man trinkt ja auch viel und, und man trinkt auch was mit, u- (und) wegen Umsatz, ne. Und ne, ich wollt dann irgendwie was andres machen, joah.

Durch eine Zeitungsannonce gelangte Krug zu einer Leiharbeitsfirma, die ihn als Paketzusteller an ein großes Unternehmen vermittelte. Dort arbeitete er ein Jahr unter Bedingungen, die er rückblickend als „heftig“ bezeichnet.

[...] da biste vor sieben Uhr abends nich nach Hause, äh, wie oft kam ich schon um acht halb neun nach Hause, ne, joah und morgens um fünf Uhr wieder aufstehen, joah.

Seine erste Erfahrung im Umgang mit prekärer Erwerbsarbeit ist gekennzeichnet von geringer Entlohnung und physisch sowie zeitlich aufwendiger Arbeit. Diese Bedingungen nimmt er als „Ausnutzen“ der Mitarbeiter/-innen wahr. Nachdem sein Vertrag nicht verlängert wurde, war er etwa neun Monate arbeitslos und wurde durch das Arbeitsamt als LKW-Fahrer an einen Lebensmittellieferanten vermittelt. Auch hier arbeitete er bei Fahrten im gesamten norddeutschen Raum zehn bis elf Stunden täglich und durch das körperlich schwere Be- und Entladen war auch diese Tätigkeit „richtig Arbeit“. Zwar verdiente Herr Krug „nicht die Welt“, jedoch durfte er regelmäßig Lebensmittel mit nach Hause nehmen und verbindet rückblickend viel Positives mit der Tätigkeit:

[...] also mir hat das Spaß gebracht, also, ich kam da, äh, wunderbar zurecht, da mit den Leuten, da, mit den Wirten und so, gab's da ne Pizza umsonst, dann gab's da Spaghetti umsonst, mhh, ne. und überall n Cappuccino.

Seine vierjährige Vollzeitätigkeit als LKW-Fahrer für den Lebensmittellieferanten endete im Jahr 2000 nach einem Sturz unter der Dusche jäh.

Dann kommt ich das nich mehr machen, ne. Ja. Ich hab da auch n Attest, ge- äh bekommen, ich war beim Amtsarzt, also, das Arbeitsamt hatte ja auch n Amtsarzt, Amtsärztin, und die hat mir das auch bescheinigt, (ne, ne) das geht nich mehr. Klar. Ja. Weil zwei so, zwei so Wirbel die waren richtig äh, so, Rü- Rückenwirbel oder wie die heißen, ne, die waren richtig gebrochen, richtig n Knacks gegeben. Ja. Mhh, joah. Das war nich so schön, aber ich hab's überlebt.

Der Unfall bildet einen Wendepunkt in Krugs Erwerbsbiographie, dessen Konsequenzen bis in die Gegenwart nachwirken. Nach einer längeren Phase der Krankschreibung und Rehabilitation empfing Krug etwa sechs Monate Arbeitslosengeld und rutschte schließlich in die Sozialhilfe bzw. wurde nach der Hartz-Gesetzgebung ALG-II-Empfänger. Er „lernt“ in der Folge, „mit weniger zurechtzukommen“ und mit den neuen Gegebenheiten „umzugehen“. Um auch weiterhin zentral wohnen zu können und nicht in die Hamburger Peripherie umziehen zu müssen, suchte sich Krug einen Untermieter. Zudem bessert er gelegentlich sein Einkommen „schwarz“ durch kleinere Gelegenheitsarbeiten auf. Im Regelfall bleibt am Ende des Monats etwas Geld übrig, „aber manchmal, ja dann, geht das kaputt, dann geht das kaputt“ und so nimmt er in solchen Momenten die Angebote der Tafeln wahr oder er nimmt an Medikamentenstudien teil. Aktuell stockt er sein Arbeitslosengeld-II durch einen Mini-Job als Reinigungskraft um 165€ auf, wodurch ihm monatlich etwa 465€ „zum Leben“ zur Verfügung stehen.

Das ärztliche Attest führt für Detlef Krug zwar nicht zum Erhalt einer Erwerbsminderungsrente, jedoch ergibt sich durch seine körperliche Beeinträchtigung eine gewisse

Sonderstellung, die dadurch charakterisiert ist, dass seine Jobvermittlerin bei der Durchsetzung einer Aktivierungslogik nachsichtig mit ihm umgeht.

Weil sie weiß ja auch ganz genau, äh, die is ja für mich zuständig, und die weiß ganz genau, äh, wegen meim Rücken, ich bin da eingeschränkt, also alles kann sie mir ja auch nicht, äh, da, äh, anbieten. Äh, die gibt sich schon Mühe, aber ich mein, ich bin ja nicht der einzige, also die hat ja noch n, n paar mehr People da, und so ne, joah. Also ich hab da insofern keine schlechte Erfahrung also, die geben sich schon Mühe, aber wo nix is, da is nix, da wächst nix.

Mit Blick auf den weiteren Gesprächsverlauf lässt sich die Einordnung „wo nix is, da is nix, da wächst nix“ sowohl als „da is nix“ für ihn als auch als „da is nix“ bei ihm deuten. Qua seiner am Arbeitsmarktangebot scheiternden Bemühungen in ein Normalarbeitsverhältnis zurückzukehren, wächst für ihn auf dem Arbeitsmarkt nix. So berichtet Krug etwa von seinem Angebot, mehr als zwei Stunden täglich für die Reinigungsfirma, bei der er aktuell beschäftigt ist, zu arbeiten. Seine Vorarbeiterin lehnt dieses Angebot mit dem Hinweis ab, dass dadurch der Freibetrag überschritten wäre und ihm mehr Gehalt abgezogen werden würde.

Die sehn auch zu da diese Firmen, weil das is ja n Subunternehmer, also dieses Dienstleistungs-, äh, äh, ähm, Gewerbe, sonst müssen die nämlich auch zu viel Steuern für mich bezahlen. Äh, die probieren da lieber zwei Leute einzustellen, auf geringfügig, dann sparen sie natürlich Geld, ne.

Zeitgleich sind Herr Krugs scheiternde Bemühungen eng an seine körperliche Beeinträchtigung gekoppelt. Insbesondere bei der Suche nach einer weiteren geringfügigen Beschäftigung ist seine körperliche Verfassung omnipräsent. Aufgrund seiner Beeinträchtigung wächst bei ihm nix, er kann bestimmte Tätigkeiten nicht ausüben.

„Also keine großen Sprünge“

Durch das Verständnis seiner Jobvermittlerin für seine körperliche Beeinträchtigung als

auch durch individuelle Strategien im Umgang mit seiner prekären Erwerbssituation ergeben sich für ihn gestaltbare, wenn auch limitierte Spielräume. Diese nutzt er im Grundmodus des Sich-Arrangierens. So bietet ihm seine Tätigkeit als Reinigungskraft nicht nur ein geringes zusätzliches Einkommen, sondern hilft ihm, seinen Alltag zeitlich zu strukturieren und etwas „um die Ohren“ zu haben. Unter der Woche steht Krug täglich um vier Uhr auf und reinigt im Auftrag einer Firma, bei der er als Leiharbeiter angestellt ist, zwischen sechs und acht Uhr die Büros eines IT-Unternehmens. Wenn er „kaputt“ ist, legt er sich „mittags noch ein bisschen hin“ und verbringt den Rest des Tages gerne allein zu Hause.

Natürlich hab ich mehr Zeit, weil äh, früher hab ich acht Stunden Minimum pro Tach gearbeitet, mhh, heute arbeite ich zwei, natürlich hab ich mehr Zeit. Ja. Aber ich würde nich sagen dass ich die [Freunde] öfter jetzt sehe, also, das is das gleiche. Mhh. Ich bin auch, äh, ich bin auch n Typ, ich, äh, ich sitze ganz gerne zu Hause, also, äh, äh, kuck ich Fernseh oder mach zu Hause irgendwas oder so, ich muss nich (mehr).

Zwar verfügt er im Vergleich zu früheren Vollzeittätigkeiten nun über mehr gestaltbare Zeit, verbringt diese aber nicht mehr oder weniger mit Freunden.

Als begrenzende Dimension der Gestaltung von Spielräumen kehrt Geld in Krugs Beschreibungen wieder. Vor allem in Aushandlungen mit vormaligen Selbstverständlichkeiten sind begrenzte ökonomische Ressourcen für ihn ein Indikator wahrgenommener Defizite im Abgleich zwischen früher und heute. Im Modus des Sich-Arrangierens etabliert Krug Umgangsformen, die es ihm ermöglichen, trotz dieses Defizits Gewohnheiten aufrecht zu erhalten.

[...] mitm Schleswig-Holstein-Ticket das kostet da, zu fünft, glaub ich, weiß ich jetzt gar nich, äh, alleine kostet 26,- und jede weitere Person glaub ich, dr-, ja, drei Euro, joah. Joah. (Dann) kann man sich das leisten, ne, joah, mhh. Kann man keine großen Sprüche machen, weil wie gesacht, also die, die meisten hier in Hamburg die bekommen auch Hartz-IV, aber der eine macht dann äh Brötchen, der andere macht

dann Frikadellen und dann, muss man da nich irgendwo einkehren, oder was, ne, mhh. (Kann) man zu Hause alles machen, Bötchen schmiern und Frikadellen machen, ein Tag vorher oder was, kann man das mitnehmen, mhh, ne, joah, mhh, joah.

Um Umstellungen, wie Brötchen und Frikadellen vorab zu machen und nicht irgendwo einzukehren, als Form des Umgangs ohne größere Veränderungen im Bekanntenkreis etablieren zu können, bedarf es aktiv angepasster Aushandlungen. Diesen Aushandlungen liegt nicht nur ein Bewusstsein für spezifische Defizite als Ursache zugrunde, sondern im Zuge der gehandelten Anpassung sind diese Defizite in Relation zu früheren Aushandlungen präsent. Insbesondere die strukturelle Verfasstheit seines persönlichen sozialen Netzwerks erleichtert Krug die Anpassung von Gewohnheiten im Modus des Sich-Arrangierens an die Rahmenbedingungen seiner prekären Erwerbssituation und die mit dieser Situation einhergehenden Defizite.

Also mein F-, F-, Freundeskreis, äh, leidet darunter nicht also, könnt ich nich sagen, könnt ich nich behaupten, also, ne, und die meisten von denen, die leben auch von Hartz-IV, also, nicht alle aber, würd doch sagen, joah, 70 Prozent ungefähr, mhh, ne, joah, also Artgenossen sozusagen.

Krug kennt den Großteil seiner Freunde bereits seit mehr als dreißig Jahren und der Umstand, dass ein Großteil „Artgenossen“ sind, macht seine prekäre Erwerbssituation zu einer konjunktiven Erfahrung, einer geteilten Sicht der Dinge, die weder erklärungs-würdig noch erklärungsbedürftig erscheint und ein angenommenes gegenseitiges Verständnis mit sich bringt. Dieses Verständnis erleichtert den Umgang mit lebensweltlichen Selbstverständlichkeiten und wirkt so unterstützend. Obgleich er sich sicher ist, dass „falls mal was wäre, gleich jemand dasteht“, nimmt Krug Unterstützung über verschiedene Dimensionen hinweg (u.a. finanziell und emotional) von Freunden und Bekannten nur ungern in Anspruch.

[...] ich mein, wenn ich jetzt richtig Frust hätte, würd ich glaub ich meine Freunde damit auch nich belasten oder so, weil das is mein eigenes Problem glaub ich, ich würd

da nich großartig drüber reden wollen, außer mit meiner Familie natürlich, joah.

Ausgenommen von dem Motiv, Menschen in seinem Umfeld nicht mit seinen Problemen belasten zu wollen, ist seine Herkunftsfamilie. So thematisiert er bei seinen Besuchen in Schleswig-Holstein (ca. „alle drei Monate“) gegenüber seiner Mutter seine Erwerbssituation und erfährt von ihr Zuspruch.

Ich hab natürlich gesacht, da vor zwei einhalb Monaten, als ich den Job da, äh, gefunden hatte, da diesen 400-Euro-Job, natürlich erzählt, hab ich wenigstens was zu tun. Meine Mudder: is doch gut. Joah, kommste nich auf dumme Gedanken.

Sowohl die geteilte Sicht der Dinge in Abgleich mit „Artgenossen“ als auch der Zuspruch seiner Mutter entheben Krug zumindest partiell von etwaigen Begründungszusammenhängen, mit denen andere Interviewpartner/-innen im Projekt „Sozialkapital im Lebensverlauf“ unter vergleichbaren Vorzeichen konfrontiert sind. Zudem schafft er sich über diese Entlastungen ein Habitat, das Freiräume zur Ausgestaltung des Umgangs mit seiner prekären Erwerbssituation bietet und aus dem heraus er lebensweltliche Sinnbezüge zu seiner prekären Erwerbssituation errichtet.

„Ich kann’s ja doch nich ändern“

In der scheinbaren Akzeptanz für die wiederkehrende Selbstbeschreibung daran „gewöhnt zu sein“, dass gerade aufgrund seiner finanziellen Situation für Krug „keine großen Sprünge“ möglich sind, deutet sich an, vor welchem Hintergrund er Sinnbezüge zu seiner Lebenssituation errichtet.

[...] ich kann sagen ich hab mein Leben gelebt und jetzt geht d-, jetzt geht das eben n büsschn weniger, joah, wie gesacht, ich hab da keine Probleme mit. Joah.

Krugs Akzeptanz dafür, dass es „jetzt eben n büsschn weniger geht“, ist eingebettet in das Motiv, sein „Leben gelebt“ zu haben. Er kann seinen Tagesablauf selbstständig gestalten und in den Grenzen eines relativ erwartbaren Einkommens und konstanter sozialer Einbindung bieten sich ihm Handlungsmöglichkeiten. So

lange er innerhalb der sich ihm bietenden Spielräume handelt, ist sein Sich-Arrangieren gekennzeichnet von latenter Gestaltbarkeit. Brüchig wird diese Konstruktion in Interview-Passagen, in denen er thematisiert, was er sich wünscht.

Äh, nur weil ich jetzt Hartz-IV bekomme muss ich mich doch nich abschotten von dem Rest der Welt, also, mhh. Wie gesagt, ich hab da keine Probleme mit, ich komm damit zurecht, also, ja. Na-, natürlich wär das äh, schöner wenn man n’ bisschen, äh, extra was hätte oder was, ne. N büsschn mehr, wie gesagt so wegen Urlaub oder so mal wieder, aber, phh, ich hab mich damit abgefunden und äh, deswegen spring ich doch nich vorn Zuch oder so. Ja, einige Leute denken so ne: ‚Oh Scheiße, oh und oh. Ich geh in die Alster oder spring in n Fleet,‘ oder was weiß ich. Ka was soll das, ne, joah. Ich bin nich so, ich komm damit zu Recht. Ich kann’s ja doch nich ändern.

In diesen Passagen trifft latente Gestaltbarkeit auf manifeste Begrenzungen. In Kontrast zum Sich-Arrangieren als aktiv gestaltendem Modus, meint Sich-Arrangieren hier, dass Krug durch die Grenzen von Handlungsmöglichkeiten ins Passiv gesetzt wird. Er muss sich beispielsweise damit abfinden, nicht ein bisschen was „extra“ zu haben oder nicht in den Urlaub fahren zu können, und tut dies, schließlich kann er es „ja doch nich ändern“. Dass er es „nich ändern“ kann, verweist auf das in seinem Fall konstitutionslogische Verhältnis zwischen Gesundheits- und Arbeitsprekarität. Die manifesten Grenzen, auf die er trifft, sind für ihn aufgrund ihrer strukturellen Verfasstheit und der Persistenz seiner gesundheitlichen Beeinträchtigung kaum veränderbar. Somit wächst für ihn auf dem Arbeitsmarkt nix. Demgegenüber sind die für ihn gestaltbaren Spielräume äußerst sensitiv für geringfügige Veränderungen. Bei ihm wächst nur so lange nix, so lange Herr Krug den Anrufungen des aktivierenden Wohlfahrtsstaats institutionell nicht voll ausgesetzt ist. Aufgrund seiner gesundheitlichen Beeinträchtigung würde eine striktere Aktivierungslogik zwar nichts Wesentliches daran ändern, ob und wie er dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht. In Form von Unterstützungs-

leistungen wächst jedoch durchaus etwas bei ihm – und der aktivierende Wohlfahrtsstaat könnte qua seines fehlenden ärztlichen Attests daran sparen.

Gleichwohl ist dieses Beispiel nur ein denkbares unter vielen Szenarien, das die Sensitivität der Arrangements, die Herr Krugs im Umgang mit seiner prekären Erwerbssituation etabliert, gegenüber Veränderungen illustriert.

Anmerkung

- 1 Das Projekt „Sozialkapital im Lebensverlauf“ (Projektleitung Prof. Petra Böhnke) wird von der Volkswagenstiftung gefördert. Ansatz des Projekts ist die quantitative wie qualitative Analyse von Sozialkapital im Lebensverlauf in Abhängigkeit von prekären Lebenslagen.

Hagen Fischer

„Ich muss immer genau wissen, was ich zu tun hab“

Jürgen Nobel braucht Sicherheit

Im Leben von Jürgen Nobel gab es eine Zeit, da er kaum in der Lage war, das Haus selbständig zu verlassen, sei es nur, um „irgendwie n Paket wegzubringen, alleine zur Post“. Herr Nobel leidet an einer psychischen Erkrankung, die er im Gespräch nicht genauer benennt. Aus seinen Erzählungen wird deutlich, dass es sich um eine Angststörung zu handeln scheint. Angst und das Bedürfnis nach Sicherheit sind Motive, die sich wie ein roter Faden durch das Interview und durch das Leben von Jürgen Nobel ziehen. Welche konkreten Folgen hat das für Jürgen Nobels Leben und in welchem Zusammenhang stehen sie mit seiner Arbeitslosigkeit?

Der folgende Auszug ist die erste Antwortsequenz im Gespräch mit Herrn Nobel:

Ja, also mein Name ist Jürgen Nobel. Ich bin 36 Jahre, wohn in Greifswald, und meine großen Interessen sind F- Pyrotechnik, also ich bin ausgebildeter Feuerwerker, hab' auch n Nebengewerbe, das ich führe, und meine andere Leidenschaft ist die elektronische Musik, das heißt da produziere ich auch selber so für mich für n Heim-Heimgebrauch. Ja, ansonsten bin ich in meiner Freizeit viel draußen unterwegs. Mit Freunden treffen. Gelernt bin oder hab ich Tischler, den kann ich aber aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr ausüben, den Beruf, hab dann noch einige andere Sachen gemacht, wie zum Beispiel Animateur, aber bin da auch sehr, also gesundheitlich eingeschränkt durch psychische Probleme von aus meiner tiefsten Kindheit, die ich erst mal versuchen möchte aufzuarbeiten. Joa, und ansonsten beziehe ich natürlich auch leider Hartz IV. Ich muss

sagen, wenn man... Also, da ich ja nun auch schon n sparsamer Mensch bin und auch so eher bescheiden, ähm... Man kann schon mit de[m] Geld hinkommen, also, wenn man's vernünftig oder damit plant und nicht gleich für sinnlose Sachen ausgibt. Ich muss jetzt nicht das neueste Handy haben oder, oder irgendwie den teuersten Urlaub, sag ich mal, also – ich muss sagen, für meine Verhältnisse, ich komm da gut hin.

Jürgen Nobel hat eine Reihe von Hobbys und passt keinesfalls in das Klischee vom untätigen und lustlosen Arbeitslosen. Er gestaltet sein Leben vielmehr sehr aktiv, motiviert und reflektiert.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist er seit etwa einem Jahr in eine Maßnahme (über das Jobcenter bzw. ARGE vermittelt) eingebunden, die speziell für Menschen mit psychischen Problemen geeignet ist. Nachdem Herrn Nobel dieses Programm empfohlen wurde, hat er sich selbständig darum gekümmert, in dieses „begehr[t]e“ Programm hineinzukommen. Seinen Alltag verbringt er mit der Teilnahme an der genannten Maßnahme und mit seinen beiden Hobbys (Feuerwerken und das Produzieren von Musik am Computer) sowie Aktivitäten mit seinem Partner und mit Freunden. Herr Nobel wohnt seit 3 Jahren mit seinem Lebensgefährten in einem gemeinsamen Haushalt. Nach eigenen Angaben ist er recht spät, mit 24 Jahren, aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen, und zwar zu seinem damaligen Freund. Die Trennung von diesem wird von Herrn Nobel als sehr schmerzhaft beschrieben und als Auslöser dafür, sich „professionelle Hilfe“ zu suchen. Freunde empfahlen ihm diesen Schritt. Nach wie vor ist Herr Nobel in Therapie, wobei er

auch schon eine Phase hatte, in der er nicht in Behandlung war.

„Ich kann nicht immer so tun, als wenn alles gut ist.“

Ursachen, die Herr Nobel in seiner „tiefsten Kindheit“ verortet sieht, determinieren seinen beruflichen Werdegang und seine berufliche Situation. Über einen Untermieter der Eltern wird Herr Nobel an einen Tischlermeister vermittelt, der ihn ausbildet. Ob er eine Ausbildungsstelle ohne die Vermittlung des Untermieters bekommen hätte, bezweifelt Nobel, „weil sonst, alleine, weiß ich nicht, ob ich das so allein geschafft hätte, irgendwie was zu suchen“. Für ihn ist Tischler nie der „Traumberuf“ gewesen, es hat ihm „irgendwie nie richtig Spaß gemacht“. Er zieht die Ausbildung jedoch „irgendwie“ durch und absolviert erfolgreich die Gesellenprüfung. „[D]en Gesellen will ich quasi in der Tasche haben.“ Er gibt an, schon zu Beginn seiner Ausbildung psychisch eher labil gewesen zu sein, was sich bis zu deren Ende nicht verbessert habe. Er spricht von schlimmen Alpträumen im Zusammenhang mit seiner Arbeit. Auch seine weitere berufliche Laufbahn weist diverse Brüche auf, die er immer wieder mit seiner physischen und psychischen Konstitution begründet.

[...] hab dann noch einige andere Sachen gemacht, [...] aber bin da auch sehr, also gesundheitlich eingeschränkt durch psychische Probleme von aus meiner tiefsten Kindheit, die ich erst mal versuchen möchte aufzuarbeiten.

Im Anschluss an die Ausbildung tritt Jürgen Nobel seinen Wehrdienst an, wird jedoch nach wenigen Wochen zunächst „zurückgestellt“ und anschließend mangels körperlicher Eignung ausgemustert. Später orientiert er sich neu und kommt auf die Idee, es als Animator zu probieren. Er nimmt an einer Umschulung teil. Jedoch kann er in diesem Bereich nicht Fuß fassen, weil er sich außerstande sieht, gute Laune vorzuspielen, wenn er sie selbst nicht empfindet.

[M]an muss immer gute Miene machen bei den Gästen, und ich kann nicht immer so tun, als wenn alles gut ist, das heißt wenn's mir schlecht geht, geht's mir schlecht, und

ich sag mal, bevor ich's dem Gast irgendwie oder es am Gast auslasse, hab ich gesagt, nee, dann, weil, der kann ja nichts dafür, natürlich ne?

In Bezug auf seine beruflichen Stationen und auf die Berufswelt im Allgemeinen spricht Herr Nobel auffällig oft von „Druck“, „Ängsten“, „Erwartungsdruck“, „Anforderungen“ oder auch „Versagen“. Diese Wahrnehmung bestimmt auch seine Sicht auf die Arbeitswelt im Allgemeinen:

[...] psychisches Leiden, das nimmt ja immer mehr zu, bin ich der Meinung. Gerade so natürlich auch die Arbeitgeber, die verlangen heutzutage im-immer mehr von den Arbeitnehmern, und irgendwann sagt der Körper [...] des Menschen ‚geht nicht mehr‘. Sie wird immer viel mehr abgefordert, es muss immer mehr geleistet werden.

Auch in der Schulzeit war er „schon so'n Außenseiter“ mit wenigen Freunden. Er hatte auch wenig Freude an der Schule. So sei er z. B. „immer froh“ gewesen, „wenn dann Ferien waren [...]. Hab mich immer schon drauf gefreut, Weihnachten, Weihnachtsferien so, mit der Familie so was zu machen.“ Das ist wohl auch bei vielen anderen Schülern so, hat in seinem Fall aber mit seiner Selbstwahrnehmung als Außenseiter zu tun.

Hatte auch kaum Freunde gehabt oder wurde schon oft früher gehänselt, das kann ich sagen, hab mich da auch teilweise in einigen, ja Klassen, sag ich mal, schon unwohl gefühlt. Also, es gab schon Momente, wo ich wirklich am liebsten ausgerissen wär ...

Eine mögliche Ursache für seine Außenseiterposition deutet Jürgen Nobel vorsichtig an, indem er auf seine sexuelle Orientierung verweist:

Das gab's schon. [Pause] Ne, dass man schon, ich sag mal so, gehänselt wurde damals, auch so schon, weil man nicht so ist wie die andern vielleicht, auch, weil man Jungs, die waren dann immer so ja, ne, Frauen und [schmunzelt] Fußball oder Sport oder irgendwie so, und ich war nun eher das Gegenteil. Vielleicht, kann sein, dass es damit was zu tun hat. Heut kann ich sagen irgendwo, 's war damals so, kann ich heute so annehmen.

Auch wenn Herr Nobel betont, dass er zum Zeitpunkt des Interviews ein gutes Verhältnis zu seinen Eltern hat, stellt er doch heraus, dass

dies nicht immer so war und dass auch diese zu seinem mangelnden Selbstbewusstsein und seiner Unsicherheit beigetragen haben.

Früher war's ja auch, also, ich hab's früher vielleicht anders empfunden, früher war's ja eher so dieses ne, Ach du willst ja gar nicht und so; und das hab ich ja tagtäglich dann immer zu hören bekommen damals und dann irgendwann glaubt man auch daran.

Er fühlte sich von seinen Eltern nicht verstanden, denn diese hätten „nicht wahrgenommen, wie es [ihm] eigentlich geht“ und „dann auch immer so gedrängt [...] mit Job und ‚Mach doch mal was!‘“. Dabei sei das Problem gewesen, dass er „nicht so aus [sich] heraus [konnte], also gesundheitlich, weil, [er] war halt noch nicht so weit“.

„So, da sind wir schon vorsichtig“

Aus diesen Ängsten heraus entwickelt Jürgen Nobel ein großes Bedürfnis nach Sicherheit und Harmonie. Dies äußert sich in seinem Verhältnis zur Strukturierung des Alltags. Es fällt auf, dass Herr Nobel im Vergleich zu anderen Interviewten sehr genaue Angaben zu alltäglichen Abläufen macht. Er sagt: „Ich bin immer so'n Typ, ich muss genau wissen, was ich zu tun hab“. Dies spiegelt sich interessanterweise auch in seinen beiden Hobbys wider, denn sowohl das Feuerwerken als auch das Erstellen von Musik am Computer verlangt sehr genaue Taktungen. Auch im Privaten ist Jürgen Nobel eher auf Sicherheit bedacht. Beim Thema Bedarfsgemeinschaft begründet er die Entscheidung, das Zusammenwohnen mit seinem Partner auch bei der ARGE offiziell anzugeben, mit Sicherheitsmotiven.

Das war von vornerein klar, aber ich sag mal, lieber so als, bevor man den Staat dann hintergeht, ich sag mal, und irgendwann kommt der große Knall, und dann muss man das zurückzahlen. So, da sind wir schon vorsichtig.

Den Staat zu hintergehen scheint für Jürgen Nobel nicht denkbar und würde seinen Moralvorstellungen wohl auch nicht entsprechen. Es verunsichert und empört Jürgen Nobel, wenn bspw. seine Sachbearbeiter/-innen der ARGE wiederholt wechseln, weil er dadurch das für

ihn so wichtige Vertrauensverhältnis bedroht sieht, das für sein Bedürfnis nach Sicherheit entscheidend ist. Nobel legt viel Wert auf Offenheit und Transparenz in seinen Beziehungen, denn „wenn man ne Beziehung auf Lügen aufbaut, [...] ist [es] schon irgendwie schwierig, gerade so dieses Vertrauen dann aufzubauen“. Auch in finanzieller Hinsicht handelt Jürgen Nobel „vorausschauend“ und teilt sich das Geld ein. Diverse Umschläge sollen ihm und seinem Partner beim Sparen helfen. Dabei geht es offenbar weniger darum, ein Wochenbudget festzulegen, sondern darum, außerplanmäßige Aufwendungen zu ermöglichen und sich gegen verschiedene Risiken abzusichern, „weil passieren kann immer mal was, und dass man dann sagt, ‚Ok da muss man jetzt ran ans Geld‘“. Daher gibt es etwa Umschläge für „Urlaub“, „Auto“ oder auch „Feuerwerk“.

„Man hat trotzdem sein Tun, woll'n ma so sagen“

Bereits im eingangs angeführten Zitat wird deutlich, dass sich Jürgen Nobel nicht über seine Arbeitslosigkeit definiert.

meine großen Interessen sind F-Pyrotechnik, also, ich bin ausgebildeter Feuerwerker, hab auch n Nebengewerbe, dass ich führe, und meine andere Leidenschaft ist die elektronische Musik.

Er ist schnell darum bemüht, sich als tätigen Menschen und somit als produktiven Teil der Gesellschaft zu präsentieren. Im weiteren Verlauf wird dies immer wieder deutlich, z. B. kommt er immer wieder auf seine Hobbys zu sprechen und offenbart umfangreiche Kenntnisse. Zudem grenzt er sich vom Klischee des untätigen oder gar faulen Arbeitslosen ab. Auf die konkrete Frage, wann seine ARGE-Maßnahme denn täglich beginne, antwortet er mit einer abgrenzenden Selbstbeschreibung, die er an verschiedenen Stellen des Interviews wiederholt:

Aber da hab ich auch nie Probleme mit gehabt, so mit'm Aufstehen oder irgendwie sowas – also, ich bin ja auch eigentlich n relativ oder steh relativ früh auf ... Also, nur, weil das, weil man jetzt arbeitslos ist, heißt das ja auch nicht, ich muss bis zwölf Uhr im Bett liegen, da wär mir der Tag viel

zu schade. ... Ja, also, man hat trotzdem sein Tun, woll'n ma so sagen.

In der Tat scheint Jürgen Nobel ein vielseitig interessierter und engagierter Mensch zu sein. Deutlich wird dies, wenn er von seinen Hobbys schwärmt. Zum einen sei da das Produzieren eigener Musik. Er gibt an, sehr viel „Freizeit“ am Computer zu verbringen und an neuen Kompositionen zu tüfteln. Ferner beschäftigt er sich mit der Branche. Als zweites, in mancher Hinsicht wichtigeres Hobby, ist da das Feuerwerken, das er im Nebengewerbe betreibt, also das professionelle Angebot für Veranstaltungen (Hochzeiten, Geburtstage), Feuerwerke zu konzipieren und zu betreuen. Auch hier zeigt sich, dass Herr Nobel eine außerordentliche Motivation an den Tag legt. Nicht nur, dass im Haushaltsgeld die Anschaffung von Feuerwerkskörpern (darunter auch besondere „Raritäten“) einkalkuliert wird, auch die Freizeitgestaltung ist auf dieses Hobby ausgerichtet. So fährt er bspw. auf Messen für Feuerwerker/-innen oder hält Kontakt zu anderen Mitgliedern seiner Profession. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der Aufbau von Kontakten zu Kunden. Auch die Teilnahme an der Maßnahme betrachtet er nicht als etwas Überflüssiges, sondern nutzt sie in vielerlei Hinsicht. Sie gibt ihm eine sinnvolle Beschäftigung und Tagesstruktur und hilft ihm, Ängste ab- bzw. Selbstsicherheit aufzubauen, sich für den Arbeitsmarkt aufzustellen.

Die beschriebenen Ängste und das daraus resultierende Bedürfnis nach Sicherheit führen auch zu einer sozial angepassten Lebensführung, was im Verlauf des Gesprächs immer wieder deutlich wird. Es ist für Jürgen Nobel nicht denkbar, den Staat zu hintergehen, „weil wir [...] ehrliche Menschen sind“. Jürgen Nobel verzichtet eher auf neue Anschaffungen, bevor er Schulden in Kauf nimmt.

Also, da ich ja nun auch schon n sparsamer Mensch bin und auch so eher bescheiden, ähm ... Man kann schon mit de[m] Geld hinkommen, also, wenn man's vernünftig oder damit plant und nich gleich für sinnlose Sachen ausgibt. Ich muss jetzt nich das neueste Handy haben oder, oder irgendwie den teuersten Urlaub, sag ich mal, also – ich muss sagen, für meine Verhältnisse, ich komm da gut hin.

Ferner betont er, dass er früh aufstehe und die Maßnahme gewissenhaft wahrnehme sowie seinen Hobbys nachgehe. Neben der Sicherheit, die diese Art der Lebensführung Herrn Nobel verschafft, steckt hinter der Anpassung auch die Angst vor indirekten und direkten Sanktionen. Indirekt in Form von Stigmatisierung durch die Gesellschaft wegen eventuell unmoralischen Handelns, direkt durch potentielle Sanktionen seitens der ARGE. Jürgen Nobel ist der Ansicht, dass Arbeitslose in der Öffentlichkeit keinen guten Ruf haben, daher ist er bestrebt, im Interview ein anderes Bild zu zeichnen, um zu zeigen, dass er diesem Klischee nicht entspricht.

Für Jürgen Nobel ist es entscheidend, in ein sicheres Netzwerk eingebunden zu sein. Dabei spielen Verlässlichkeit und Sicherheit eine entscheidende Rolle. Die Einbindung in die Maßnahme bedeutet für ihn die Möglichkeit, seinen Alltag zu strukturieren und ohne den Druck, den eine Arbeit auf dem freien Markt für ihn bedeuten würde, an seiner psychischen Stabilität bzw. Selbstständigkeit zu arbeiten. Außerdem hilft ihm der Status des Arbeitslosen dabei, seine Interessen wie das Feuerwerken innerhalb eines sicheren Rahmens ausüben zu können, denn bei einer Selbstständigkeit wäre das Risiko, zu „versagen“, möglicherweise wesentlich höher. Arbeitslosigkeit an sich stellt für alle Betroffenen eine unkontrollierbare Situation dar, da sie sich gegenüber verschiedenen Institutionen in einem disparaten Machtgefüge befinden. Das Ende der Maßnahme, die Jürgen Nobel ein hohes Maß an Sicherheit verschafft, bzw. ein mögliches Ende seiner Arbeitslosigkeit würde ihn vor eine große psychische Herausforderung stellen. Seine Zukunft ist ungewiss und nur bedingt durch ihn kontrollierbar.

So steht das Feuerwerken quasi sinnbildlich für Jürgen Nobel, da er hier etwas Unkontrollierbares kontrollierbar macht. Sowohl das Feuerwerken als auch das Produzieren von Musik in seiner „Freizeit“ ermöglichen es ihm, eigenständig und selbstwirksam zu agieren, ohne ein existentielles Risiko eingehen zu müssen. Es wäre verfehlt zu behaupten, dass Herr Nobel sich mit der Arbeitslosigkeit völlig arrangiert hat. Allerdings bietet sie ihm auch eine gewisse stabile Lebenswelt, in der er sich auskennt.

Rainer Land

Zwischen Eigensinn und Hilflosigkeit

Lebenskonstruktionen in einer ländlichen Krisenregion

In den drei Abschnitten dieses Beitrags werden jeweils mehrere Fälle im Kontrast zueinander geschildert. In einer ähnlichen Problemlage – dem prekären *Start (Nichtstart?) ins Erwerbsleben* – agieren verschiedene Individuen auf gegensätzliche Weise. Auch der Umgang mit *Armut und Krankheit im Alter* macht nicht alle depressiv, manche wehren sich mehr oder weniger erfolgreich. Und die Enttäuschung, die Frauen oder Männer erleben, die sich als *kompetent, qualifiziert* und *engagiert* sahen und sehen, aber nicht gebraucht werden, kann, muss aber nicht zu Protest führen. Resignation und Alkohol oder Eigensinn und Selbstbesinnung sind möglich. Einer erzählt, wie er die Behörden clever austrickst: Revanche für Mißachtung.

Start ins Erwerbsleben

In diesem Abschnitt schildere ich drei Geschichten junger Erwachsener. Corinna versucht, alles richtig zu machen, kommt aber auf keinen grünen Zweig. Der 25 Jahre alte Maurer Peter wehrt sich nicht und glaubt, die kommenden 40 Jahre würde er mit Hartz IV verbringen und dann gleich in die Altersrente wechseln. Für den Punker Tobi ist die eigensinnige kulturelle Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft identitätsstiftend.

Corinna Sander: „Man hat immer alles für die Arbeit gemacht und im Endeffekt ist nichts rausgekommen.“

Corinna Sander hatte ein gutes Abschlusszeugnis, aber mit 26 Jahren hat sie immer noch

keine gute, gut bezahlte und halbwegs sichere Arbeit. Im Gegenteil. Was sie in ein paar Beschäftigungsmonaten spart, geht wieder drauf, um Zeiten der Arbeitslosigkeit zu überbrücken, um die Arbeitssuche zu finanzieren und für die Umzüge, die Auflösung nicht mehr benötigter und die Suche nach neuen kostengünstigen Wohnungen. Eine stabile Lebensperspektive kann sie dabei nicht aufbauen.

Am Beginn ihrer Erwerbskarriere hatte sie Pech. Zur Ausbildung als Bankkauffrau in Hamburg hat sie ihre mecklenburgische Kleinstadt Blauersee verlassen. Dann erkrankte sie an Krebs. Behandlung und Rehabilitation kosteten Zeit, auch wenn sie jetzt wohl wieder gesund und arbeitsfähig ist. Sie musste die Ausbildung abbrechen und eine neue Ausbildung in der Nähe ihrer Heimatstadt beginnen – als Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste, einem modernen und, wie sie meinte, gefragten, zukunftsträchtigen Beruf. Die Ausbildung beendete sie erfolgreich, wurde zwar von dem Ausbildungsbetrieb, einer staatlichen Behörde, nicht übernommen, fand dann aber nach zwei Monaten eine auf ein Jahr befristete Anstellung im Archiv bei einer staatlichen Behörde in der Landeshauptstadt. Die Stelle wurde aber nicht verlängert oder entfristet und sie kehrte nach dem Jahr wieder nach Blauersee zurück. Dann war sie acht Monate arbeitslos.

Hab zehntausend Bewerbungen geschrieben, also wirklich viel. Ähm. Hab mich sogar teilweise bis nach Bielefeld runter beworben in einer Bibliothek. Wäre auch alles Nachtschicht gewesen, aber ... hat dann auch nicht geklappt, so dass ich dann in Blauersee bei einem Kleinunternehmen

angefangen hab, ... Buchhaltung, Büro, Sekretariat.

Hab mir dabei halt auch noch Buchhaltung angenommen, so zusätzlich gelernt. Das Ganze ging dann auch ein halbes Jahr. Dann hab ich mir was anderes gesucht, bin nach Rofstau gegangen in einen Pflegedienst. ... [Das] war auch alles gut und schön. Und denn musste ich noch mal auf eine Reha und hab dann während der Reha die Entlassungspapiere bekommen. Und, naja, dadurch war ich das ganze letzte Jahr denn wieder zu Hause. [...] Und im Januar bin ich jetzt nach Rumbum und hab letzte Woche meine Kündigung bekommen. Obwohl ich nen unbefristeten Arbeitsvertrag habe.

Ihre Arbeitsstelle, eine öffentliche Bibliothek, nutze die Gelegenheit, kurz vor Ablauf der Probezeit ohne Angabe von Gründen zu kündigen. Man munkelt, die Bibliothek solle geschlossen oder privatisiert werden und da entledigt man sich vom Ballast der Angestellten. Damit geht die Suche nach einem Arbeitsplatz wieder von vorn los. Ihren gerade abgeschlossenen Bausparvertrag musste sie auflösen, bekam knapp 1.000 Euro, die sie zur Überbrückung der Arbeitslosigkeit brauchte.

Was mich jetzt halt die ganzen Jahre immer so belastet hat, war: wenn man Arbeit hatte, man hatte zwar ein monatliches Einkommen und alles, aber es wurde immer für irgendwas genutzt, um irgendwelche Schulden [...], die [...] während der Arbeitslosigkeit oder während der Krankheit ... entstanden sind, abzubauen. Oder sich doch mal ein kleines Polster anzueignen. Und kaum war dieses Polster da, ist man wieder arbeitslos geworden und musste das schon wieder verbrauchen. Und ich sag auch ganz ehrlich, hätte ich meine Eltern [...] nicht [...] gehabt, hätte ich das auch mit Rumbum nicht bewerkstelligen können, finanziell.

Jede Arbeitsstelle war mit zusätzlichen Kosten verbunden: Autofahrten, Umzügen, Zweitwohnungen, und das alles immer nur für ein paar Monate. Corinnas Freund wohnt in Neuschönhausen, einer Mittelstadt, er arbeitet in einem Subunternehmen für die Telekom. Auch er hat eine eigene Wohnung. Beide zusammen

müssen drei Wohnungen unterhalten, wobei eine davon im Haus von Corinnas Eltern keine Miete kostet. Zusammen haben sie noch einen Wohnwagen auf einem Campingplatz für die Wochenenden. Allerdings können sie den finanziell nicht mehr halten und werden ihn für das kommende Jahr kündigen müssen. Für das aufwendige Pendeln zwischen Wohnort, Arbeitsort und Wohnort ihres Partners reichen die gut 1.000 Euro, die jeder der beiden netto zur Verfügung hat, gerade so aus. Rücklagen oder Luxus sind nicht drin. Und sobald die nächste Arbeitslosigkeit droht, ist der gerade mal erreichte Lebensstandard wieder gefährdet. An die Gründung einer Familie oder Kinder ist unter diesen Voraussetzungen nicht zu denken, zumal der Freund auch noch 300 Euro Unterhalt für eine Tochter aus einer geschiedenen Ehe zahlen muss.

Das, was ich jetzt immer so verdient habe, das war in Zweiseenstadt so, das war jetzt in Rumbum so, in Rofstau sowieso, das ist alles immer nur ins Benzingeld gegangen. Nie, dass man sagen konnte, ok, wir sparen jetzt mal auf'n Urlaub oder die Autoreparatur. Es musste irgendwie immer alles sich vom Hunger abgespart und abgekaut werden und ... Finde ich, ist ganz, ganz schwierig, grad als junger Mensch, irgendwo Fuß zu fassen und ... Auch wenn man denkt, man hat eine gute und solide Ausbildung auch im öffentlichen Dienst oder so. Ist alles nicht mehr, weil die entweder nur Teilzeit sind oder nur befristet sind, die ganzen Verträge, 'ne.

Ganz anders als der Punker Tobi, dessen Identität gerade in der symbolisch aufgeladenen kulturellen Differenz zu der aus seiner Sicht etablierten Gesellschaft und deren Orientierungen besteht und der gerade nicht das macht, was man von ihm verlangt, hat Corinna versucht, immer alles „richtig“ zu machen: eine gute Ausbildung, sich dabei nicht nur an ihren Interessen und Fähigkeiten, sondern auch an der Nachfrage und den Arbeitsmarktchancen orientierend. Sie begann eine Lehre als Bankkauffrau und als diese wegen der Krebsbehandlung nicht abgeschlossen werden konnte, hat sie sich einen anderen modernen Beruf gesucht, Medien- und Informationsdienste, der vor

allem im öffentlichen Dienst, aber auch in der Privatwirtschaft gute Beschäftigungschancen bieten sollte. Sie hatte gute Noten und schloss die Ausbildung erfolgreich ab und man kann davon ausgehen, dass sie auch ihre beruflichen Aufgaben gewissenhaft erfüllte. Dass sie längere Zeit krank war, hat ihr aber zweifellos in der Berufskarriere geschadet. Sie versteckte sich aber nicht hinter der Krankheit, orientierte sich nicht auf ein Leben von Sozialtransfers, war stets bereit, sich den Anforderungen des Arbeitsmarktes zu stellen, zog von Blauersee nach Hamburg, zurück nach Blauersee, dann nach Zwiseenstadt, pendelte nach Roßtau, zog um nach Rumbum, jeweils für Monate, aber immer in der Hoffnung auf den Beginn einer dauerhaften, zumindest langfristigen beruflichen Bindung.

Auch ihre anderen Lebensorientierungen – Wohnungsgestaltung, Kleidung, Einkaufsverhalten, Mobilität, Freizeitgestaltung, Sport – teilt sie weitgehend mit vielen erfolgsorientierten jungen Leuten – und sie entsprechen im Kern weitgehend denen der Eltern, wenn auch in modernisierter Gestalt (z. B. in Bezug auf Sportarten und Mediennutzung). Umso ungehaltener ist sie über das mangelnde Verständnis, dass die Eltern ihrer Lebenssituation entgegenbringen.

Also von meinen Eltern braucht man da nicht so viel Verständnis erwarten. Es kommt aber auch daher, weil die ihr ganzes Leben immer an demselben Platz gearbeitet haben und das halt nicht kennen, wie diese Welt jetzt so nach der Wende funktioniert und alles. [...] „Was hast du falsch gemacht?“ [...] Manchmal muss man ja gar nichts als Person falsch machen. Sondern das sind halt einfach nur diese Umstände, die einem dann nicht passen. Und wer ... gerade nicht am Arbeitsplatz ist, der wird dann halt gekündigt.

Für die Eltern ist Arbeitslosigkeit ein persönlicher Makel, den man vor den Nachbarn besser verstecken sollte. Ihnen ist die nicht sehr erfolgreiche berufliche Laufbahn ihrer Tochter peinlich, was Corinna kränkt. In der eigenen Alterskohorte und dem für sie sehr wichtigen Freundeskreis findet sie aber mehr Verständnis:

Ja, die haben meistens ähnliche Erfahrungen,

dass jeder mal nach der Ausbildung oder nach einem befristeten Arbeitsvertrag länger arbeitslos war. Die kennen das natürlich alles.

Wenn es finanziell möglich gewesen wäre, hätte sie das Elternhaus schon früher verlassen. Nun erneut arbeitslos geworden, wird sie die nicht mehr benötigte Wohnung in Rumbum aufgeben, will aber nicht zurück nach Blauersee, nicht zu den Eltern, sondern zu ihrem Freund, auch wenn dessen Wohnung für zwei Personen etwas zu klein ist. Sie hofft, in Neuschönhausen eine gute, gut bezahlte und dauerhafte Arbeit zu finden und sich dort mit ihrem Freund gemeinsam eine größere Wohnung leisten zu können.

Corinnas Orientierungen sind nicht ungewöhnlich: den Lebensunterhalt durch eigene Arbeit verdienen, gut arbeiten, etwas leisten, eine schöne Wohnung einrichten, sparsam und bescheiden, aber nicht ärmlich einkaufen und leben, Rücklagen bilden und etwas Geld für Freizeit und Urlaub ausgeben können. Luxus ist für sie, ein Auto halten zu können und nicht im miefigen Bus fahren zu müssen, mit dem sie zudem auch kaum die beruflich erforderliche Mobilität sicherstellen könnte.

Aber es fehlen die Ressourcen, um ein diesen Orientierungen entsprechendes selbstbestimmtes, selbstgestaltetes Leben aufzubauen. Sie ist ein Opfer der diesen Orientierungen entgegenstehenden (dominanten) Strategie der Arbeitgeber, die öffentlichen eingeschlossen: Kostensenkungen zu Lasten der Beschäftigten, Personalabbau, Billiglohn, Befristung, Teilzeitverträge, nicht vergütete Überstunden usw. Corinnas Vorstellungen von „Erfolg“, in denen anders als für Tobi der berufliche und finanzielle Erfolg eine zentrale Stellung haben, lassen sich unter den gesellschaftlichen Bedingungen einer peripheren Region – Ostdeutschland, Mecklenburg-Vorpommern, ländlicher Raum – nicht bzw. nur für einen kleinen Teil der jungen Erwachsenen verwirklichen. Allerdings wird der Bedarf an Arbeitskräften steigen, weil sehr viel mehr Menschen altersbedingt in den Ruhestand gehen, als gleichzeitig junge in den Arbeitsmarkt eintreten. Es könnte also sein, dass in den nächsten Jahren die Chancen, eine stabile Beschäftigung zu finden, besser werden

und auch das Lohnniveau deutlich angehoben werden muss. Vielleicht also kann Corinna ihre Lebensorientierung mit etwas Verspätung doch noch verwirklichen.

Peter Schneider: „Ne, ändern tut sich nischt mehr.“

Peter Schneider ist 26 Jahre alt und hatte bislang nur einmal für ein paar Monate eine Anstellung im Trockenbau. Er wirkt zurückhaltend, eher still, etwas in sich gekehrt, aber nicht unfreundlich. Gefragt nach seiner Zukunft, antwortet er: „Ne, ändern tut sich nischt mehr.“ Was aber soll das bedeuten? Noch 40 Jahre Hartz IV und dann in Rente?

Nach der Realschule absolvierte Peter ein Berufsvorbereitungsjahr und arbeitete dann ein paar Monate auf einer Baustelle. Dann konnte die Firma nicht mehr zahlen.

Peter Scheider: Und seitdem mich durchgeschlagen mit Euro-Jobs denn nachher.

Interviewer: Und haben Sie Arbeitslosengeld I bekommen?

Peter: Nein. Ick war ja kein Jahr gewesen, ne. Waren nur ein paar Monate.

I: Aber wie sind die Aussichten?

Peter: Beschissen, ja. Schlecht.

Warum geht er nicht weg?

Peter: Also wenn ich alleine wäre, würde ich det machen, aber mit Familie, schlecht. Meine Tochter ist drei ...

Zudem funktioniert Abwandern oft nicht: Die meisten kommen alle wieder. Meine Kumpels, die alle weggegangen sind da, die sind alle wieder hier. Nach Dänemark ist ein Kumpel von mir, aber der ... hat ... wees ich nicht, irgendwie hats nachher nicht geklappt, wees ich nicht. Kein Geld gekriegt oder wat wees ick.

Die Chefin des Ein-Euro-Job-Trägers hält ihn für einen guten Arbeiter, er kommt regelmäßig und macht seine Arbeit. Er ist nicht aufmüpfig, nicht vorlaut, macht keinen Ärger. Seit fünf Jahren lebt er mit seiner Partnerin zusammen, sie haben eine dreijährige Tochter. Aus einer früheren Beziehung hat er noch einen neun-jährigen Sohn, der bei der Mutter lebt und zu dem er keine näheren Kontakte pflegt. Unterhalt kann er ja sowieso keinen zahlen.

Zusammen erhalten er und seine Partnerin Hartz IV plus Wohnungskosten. Die Miete wird allerdings um 25 Euro gekürzt, obwohl die Wohnung das Limit für drei Personen nicht übersteigt. Die Familie war in eine bessere, nur wenig teurere Dreiraumwohnung im DDR-Plattenbau umgezogen, weil die Fenster in der alten Wohnung undicht waren. Da die Agentur den Antrag auf Umzug abgelehnt hatte, man aber trotzdem und ohne Genehmigung umzog, wurden keine Umzugskosten gezahlt und die Wohnungskosten werden nur in Höhe der vorigen Wohnung übernommen. „Weil wir vorher 'ne andere Wohnung hatten, müssen wir 25 Euro von unseren noch zuzahlen.“ Rechtlichen Beistand haben Peter und seine Partnerin nicht gesucht.

Mit dem Geld kommen sie nur schlecht über die Runden. Extras fürs Kind sind nur mit zusätzlichen Mitteln möglich.

Zwischendurch hab ich immer noch ein bisschen Schwarzarbeit. [...] Kommste nicht drumrum. ... Klamotten und sowat, Schuhe und so wat, kannste doch gar nicht mehr kaufen, wovon willste dat machen? ... [In den Kleiderdienst...] fürn Jugendlischen, da brauchste nich ringehen.

Obwohl erst 26 Jahre, kann Peter sich eine andere, gar eine bessere Zukunft nicht vorstellen. Zum Nachdenken über eigene Aktivitäten oder auch Erschütterungen, seien es gute oder schlechte, die sein Leben ändern könnten, fehlen der Anstoß, die Ressourcen und wohl auch die Motivation. In sich gekehrt erträgt er das Leben ohne Perspektive. Vielleicht doch nicht endlos.

Tobias Krull: „Dagegen spricht jede Erfahrung!“

Tobias Krull¹ ist ein Jugendlicher, nein, ein junger Mann, 27 Jahre, der als Punker tätowiert, gefärbt und gepierct mit zwei Hunden durch die Kleinstädte und Dörfer in Vorpommern pendelt, in der Regel mit Freunden am Imbiss vor dem Supermarkt abhängt oder an einer Tankstelle, zuweilen bei seiner Mutter wohnt oder tageweise bei Freunden oder in deren unbenutzten Ferienwohnungen übernachtet, aber nicht im Freien. Den Führerschein hat

man ihm weggenommen, er fuhr bekifft. Tobi ist freundlich, hilfsbereit, erzählt gern und viel, lacht herzerfrischend und ist fast immer gut gelaunt.

Zuweilen nimmt er mal hier und da schwarz einen Job für ein paar Stunden oder Tage an, pflanzt beispielsweise im zeitigen Frühjahr Bäume für die Forst – Schwarzarbeit bei einem privaten Lohnunternehmen. Immerhin bezieht er Hartz IV, d. h. er war und ist in der Lage, die bürokratischen Hürden der Antragstellung zu bewältigen und sich in dem gebotenen Maße zu den amtlich anberaumten Terminen und ggf. Maßnahmen einzufinden. Er ist schwul. Erstaunlich: seine große, aber nicht festgefügte Clique, die vielen Bekannten und Freunde in einem Umkreis von etwa 50 km, den er mit den Hunden, aber in der Regel nicht zu Fuß und auch nicht per Anhalter durchstreift, sondern durch Mitfahren bei Freunden oder auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln, sie wissen, dass er schwul ist, akzeptieren es und können damit anscheinend ganz gut umgehen. Seine Mutter ebenso: Bekanntschaften kann er über Nacht mit nach Hause bringen. Ein Vater spielt wohl schon längere Zeit keine Rolle mehr.

Obwohl dieses Leben zu funktionieren scheint, würde ich nicht davon reden, dass dies eine stabile Lebenskonstruktion ist (wenn unter stabil verstanden wird, dass die für die Reproduktion einer Lebenslage erforderlichen Ressourcen durch die eigene Lebensführung dauerhaft sichergestellt werden können – nicht die Erwirtschaftung, aber die stabile Akquise von Transfereinkommen durch behördenkonformes Verhalten eingeschlossen). Denn erstens würde diese Lebensführung nicht funktionieren, wenn die Mutter nicht ab und zu mit ihrer Rente oder dem wenigen Ersparten einspringt, wenn etwas schief läuft. Reserven hat Tobi nicht. Er lebt von der Hand in den Mund.

Und zweitens macht er ab und zu mal Kasse, wenn er in Berlin leichte Drogen (meist Haschisch, kein Heroin) einkauft und zu Hause an den lokalen Dealer-Ring weiterverkauft. Er ist eine Art Kurier, wenn auch unregelmäßig. Dazu gekommen ist er, weil er ab und zu selbst Gras raucht und beim Einkauf angeworben wurde. Unlängst wäre er dabei fast unter die Räder gekommen – er hatte sich verkalkuliert

und konnte die für das Geschäft in finsternen Kreisen geborgten 5.000 Euro durch seine Einnahmen nicht wieder reinbekommen. Da hatte er Todesangst, denn die organisierten kriminellen Banden kennen kein Pardon, wenn ein vereinbarter Deal nicht klappt. Zum Glück konnte Mutter mit dem Geld einspringen, was ihm sehr unangenehm war, denn er liebt seine Mutter und vermeidet eigentlich, sie auszunutzen. „Sie hat ja selbst nichts und ist krank.“

Klar ist, dass dies alles nicht lange gut gehen wird – entweder wird er irgendwann ganz von der Mafia rekrutiert. Oder er gerät in größere Probleme: Drogensucht, Alkohol, Aids, Krankheit. Vielleicht geht er dabei drauf.

Aber Tobi hat auch einen Traum, und es ist durchaus möglich, dass er ihn verwirklicht – vielleicht ist er schon dabei: Ab nach Berlin. Mit ein paar Freunden zusammen eine WG gründen und dort irgendwie ein neues Leben anfangen. Und dann einen kleinen Stand aufmachen, mit dem man durch die Punk-Festivals und Open Air-Parties zieht, Kunst (eher Kitsch) und teilweise selbst gebastelten Schnickschnack, Armbänder und Szene-Klamotten zum Beispiel, (vielleicht auch leichte Drogen) vertickt.

Was aber hält ihn noch davon ab? Berlin ist nahe und er ist ja oft dort. Es fehlt die Einbindung in eine, in *seine* Supermarkt- und Tankstellen-Abhängiger-Clique. Ohne diese oder ohne eine vergleichbare soziale Bindung traut er sich nicht, ohne die kann er nicht existieren. Anerkennung, gegenseitige Hilfe, Kommunikation, auch gegenseitiges Ausnutzen – aber nicht allein sein. Fast hätte er zwei Kumpel gefunden, mit denen er die WG in Berlin gründen und den Festival-Stand aufmachen wollte. Leider gab es Krach – unter anderem wegen der verbeutelten 5.000 Euro. Die Freundschaft zerbrach unter Tränen und mit einer abschließenden Prügelei.

Die positive Bindung an eine vergleichsweise große Community, zu der arbeitende und arbeitslose junge Leute beiderlei Geschlechts und offensichtlich verschiedener sexueller Orientierung gehören, ist die eine Achse dieser Lebenskonstruktion. Dabei gibt es auch eine klare Abgrenzung: alle Punk-feindlichen Gruppen werden auf Distanz gehalten, mit der rechten Szene hat man nichts zu tun, bestimmte Kontakte werden vermieden. Und auch dabei

hilft sich die Clique, notfalls mit Fäusten und Stöcken.

Die andere Achse ist die kulturelle Differenz zur sozialen Umwelt, die negativ und wenig differenziert als „Mehrheitsgesellschaft“ wahrgenommen wird, die solche wie ihn ablehnt, ausgrenzt, zumindest nicht verstehen und akzeptieren will. Diese kulturelle Differenz prägt ihn und hält die Clique zusammen. Tobi wurde hineingeboren in eine Konstellation, in der es faktisch keine Chance gab, die eigene Sozialisation am Vorbild der Elterngeneration zu bewältigen. Ein regulärer Einstieg ins Erwerbsleben über betriebliche Ausbildung und einen normalen Arbeitsplatz waren damals nicht möglich. Vor Augen hatte er die Elterngeneration, die man nur ausnahmsweise bei normaler Erwerbsarbeit beobachten konnte, auch wenn seine Mutter früher einmal viel und hart gearbeitet hat. Die Ehe der Eltern zerbrach in Arbeitslosigkeit und Unsicherheit der Vereinigungskrise. Hineingeboren wurde er in eine Lebenswelt, in der die Abhängigkeit von bürokratischen Verfahren des Transferbezugs normal war und das Betrügen der Ämter überlebenswichtig. Man nimmt, was man kriegen kann. Dass die Nutzung der Transfereinkommen als Brücke oder Sprungbrett in den ersten Arbeitsmarkt gedacht war, das kommt in seiner Gedankenwelt nicht vor – es gehört in die verlogene Welt jenseits der eigenen Identität. „Niemand kann das ernsthaft glauben, da es jeder Erfahrung widerspricht.“ Ja, Tobi spricht in ganzen Sätzen, bildet korrekte Nebensätze und spricht oft ganz gutes Deutsch.

Er lernte, dass es für die eigene Seele besser ist zu *sehen*, dass der Kaiser nackt ist, und sich an Leute zu halten, die ihm das *nicht* auszureden versuchten. So wurde die Distanz, mehr noch, die symbolisch aufgeladene *Abgrenzung* von der vorgefundenen Gesellschaft (Piercing, Tattoos, öffentliches Abhängen) essenzieller Bestandteil seiner Lebenskonstruktion – wie bei seinen Freunden auch. Und die Perspektive? Doch, die gibt es: eine *Stabilisierung des Lebens in der kulturellen Differenz*. Ob Tobi sich nach einem festen Partner sehnt, nach Liebe? Das konnte ich nicht herausfinden. Ich hatte den Eindruck, diese Frage hat er nicht verstanden – oder sie war

ihm peinlich. Über schwulen Sex konnte man reden, auch über schief gelaufene Affären, über „bürgerliche“ Liebe nicht. Allerdings war der Wunsch nach Geborgenheit und Sicherheit in den letzten Monaten wichtiger geworden, insbesondere nach der lebensgefährlich gescheiterten 5.000-Euro-Aktion.

Eigentlich gehört er zu einer Alterskohorte, die wegen des zunehmenden Facharbeitermangels jede Chance hätte, wenn auch etwas verspätet, ein gesichertes Erwerbsleben aufzubauen. Zu dumm ist er nicht. Aber es ist zu spät. Die kulturelle Sozialisation der vergangenen 15 Jahre verbaut diesen Weg, erschwert ihn zumindest sehr. Das Schicksal der unter die Räder gekommenen und in weiten Teilen gescheiterten Elterngeneration ergreift noch die folgenden Geschlechter, die Kinder, vielleicht noch die Enkel, obwohl die Umstände objektiv schon wieder andere geworden sind.

Tobi lebt sehr riskant. Der Weg in eine „etablierte“ soziale Gruppe, in die „Mehrheitsgesellschaft“, ist kulturell bis auf Weiteres verschlossen, aber er hat Träume, Wünsche und vielleicht auch echte Chancen, ein sinnvolles und vielleicht auch erfülltes Leben zu finden. Dabei wird er möglicherweise versuchen, die für seine Lebenskonstruktion wichtige kulturelle Differenz und Eigensinnigkeit zu erhalten. Ob dies in der bestehenden Gesellschaft gelingen kann? Möglich ist es, wahrscheinlich ist es nicht. Doch vielleicht passt er sich irgendwann einfach an und verabschiedet sich vom Eigensinn.

Ist Tobi ein Einzelfall? Bestimmt nicht. Er repräsentiert nicht die Mehrheit dieser Alterskohorten, die relativ größte Gruppe sind die Abwanderer (mindestens 40 Prozent der Alterskohorten in den ländlichen Regionen). Er repräsentiert aber einen relevanten Teil der Hiergebliebenen dieser Altersgruppe, für die die symbolisch aufgeladene kulturelle Differenz zu den Gegebenheiten *konstitutiv* ist. Da gibt es Variationen, diese Punkerclique ist nur eine mögliche Richtung. Immerhin haben drei der Interviewten unter 30 erzählt, dass sie Festivals der Jugendszene besuchen. Auch die rechte Szene oder die islamistische Jugend haben mit Identitätsbildung durch kulturelle Abgrenzung zu tun.

Die Festival-Kultur, die sich im vergangenen

Jahrzehnt entwickelt hat, ist aufschlussreich für die Weltsicht und die Vielfalt der Jugendszene. Für Mecklenburg-Vorpommern verkündet der Festival-Hopper 22 Festivals im Sommer 2014, z. B. „Meeresrausch“ in Peenemünde mit 32 Bands oder „Fusion“ auf dem Flugplatz Lärz mit 70.000 Teilnehmern. Diese in der Regel mehrtätigen Festivals, Campinglager mit Musik, Theater, Kino, Workshops, Essen, Trinken (vermutlich auch Drogen) sind Treffen einer neuen Jugendkulturbewegung, die mit jeweils spezifischen Riten Identität konstruiert und zelebriert, die mehr oder weniger Differenz zu etablierter Kultur, teilweise auch zu etablierter Politik und Lebensweise ausdrückt. (Abbildung)

Fusion symbolisiert klar politische Differenzen zur vermeintlichen Mehrheitsgesellschaft, die „Unfreiheit und Zwang“ verkörpert. Allerdings darf man die politische Botschaft des

„Ferienkommunismus“ der „FusionistInnen aller Länder“ nicht ohne Weiteres mit den Alltagsorientierungen der Teilnehmer gleichsetzen. Fusion ist kein Camp, in dem sich junge Leute auf den aktiven Sturz des Kapitalismus vorbereiten. Die kulturelle Differenz wird hier zwar (auch) politisch gewendet. Aber Festival und Alltag sind verschiedene Welten und das Ausleben der Differenz im Fest befähigt die Teilnehmer, den Alltag hinzunehmen oder sogar anzunehmen. Kirchner, die ein Buch über das Fusion-Festival geschrieben hat, beschreibt die während des Festivals entstehende soziale Konstellation als „paradoxe Gemeinschaft“.

„Die Außeralltäglichkeit des Fusion Festivals umfasst zwei Dimensionen von Eskapismus. Zum einen flüchten die Festivalbesucher temporär vor dem Alltag. Zum anderen finden sie Zuflucht im Festival.“

Abbildung: Symbol und Text auf der Webseite von „ФУЗИОН“ (Fusion wird mit russischen Buchstaben geschrieben) 2014 mit ca. 70.000 Teilnehmern.

Quelle: <http://archiv.fusion-festival.de/2014/de/2014/festival/was-ist-die-fusion/> (Stand: 10.09.2016)

	<p>Alljährlich entsteht Ende Juni in Mecklenburg, auf einem ehemaligen russischen Militärflugplatz, das größte Ferienlager der Republik. Vier Tage Ferienkommunismus ist das Motto der Fusion. Der Name ist Programm, und so erstreckt es sich von Musik unterschiedlichster Spielarten über Theater, Performance und Kino bis hin zu Installation, Interaktion und Kommunikation. So verschieden wie die Menschen, die sich hier zusammenfinden, ist das, was sie hier suchen und erleben. Was sie vereint, ist die Freiheit, sein zu können, wie sie sein wollen: Zwanglos und unkontrolliert.</p> <p>Fernab des Alltags entsteht für vier Tage eine Parallelgesellschaft der ganz speziellen Art. Im kollektiven Ausnahmezustand entfaltet sich an einem Ort ohne Zeit ein Karneval der Sinne, indem sich für uns alle die Sehnsucht nach einer besseren Welt spiegelt.</p> <p>Weil es aber keinen Ort nirgends gibt, wo die Menschen frei sind, ist es gerade die Vereinigung der FusionistInnen aller Länder und der Ferienkommunismus, der uns spüren lässt, dass wir mehr wollen, als das, was uns in diesem Leben geboten wird.</p> <p>Nämlich alles und zwar sofort !</p>
--	--

[...] Die ephemeren Gemeinschaften während des Festivals ermöglichen dem Individuum Entlastung durch die Befreiung aus dem sozialen Druck des Alltags. Das Fusion Festival stiftet zudem in zweifacher Hinsicht Identität durch die Inklusion der Teilnehmer und die Exklusion der Nicht-Teilnehmer. Aus dem außeralltäglichen Erlebnis erwächst außerdem eine Bereicherung des Lebens jedes einzelnen Besuchers. Eine Stärkung der Gesellschaft entsteht jedoch nur insofern, als dass die Besucher das Festival als geduldetes temporäres Ausweichen nutzen können, um sich hernach wieder besser in die bestehenden Ordnungen einzufügen bzw. sich diesen unterzuordnen“ (Kirchner: 157).

Arm, krank – und depressiv?

Wir kommen jetzt zu zwei Fallgeschichten, die für eine Gruppe von armen Menschen stehen, die objektiv gesehen kaum eine gehaltvolle Lebensperspektive zu haben scheinen; die leben, um zu überleben, weil eine grundsätzliche Wende zum Besseren ausgeschlossen ist. Dabei werden zwei durchaus verschiedene Lebenskonstruktionen erkennbar. Während Walter Drossel, ehemals qualifizierter Facharbeiter und Meister, in Depressionen versinkt, kämpft Petra Ganz, die weder lesen noch schreiben kann, um ihr Überleben und ihre Identität, sie ist aktiv. Im Kampf mit den Behörden lässt sie sich nicht einschüchtern.

Walter Drossel: „Früher bin ich Angeln gegangen. Aber das mach ich auch nicht mehr.“

Walter Drossel ist 63 Jahre und seit sechs Jahren berufsunfähig. Er hat 40 Jahre gearbeitet, erst bei der Reichsbahn, nach der Vereinigung in Hamburg als Maschinenführer. Seit 2007 ist er chronisch krank, kann nicht mehr arbeiten und bezieht eine Rente von ca. 815 Euro. Die Rente wäre 200 Euro höher, aber der Versorgungsausgleich für seine geschiedene Ehegattin wird abgezogen. 350 Euro kostet die Miete, hinzu kommen Strom, Telefon. 50 Euro legt er zurück für die Geburtstage der Enkelkin-

der. Er versucht, mit 30 Euro im Monat für Lebensmittel auszukommen, meist reicht es nur drei Wochen, in der vierten Woche wird „gestreckt“. Auch das Auto kostet, aber ohne Auto geht nichts auf dem Dorf: Einkaufen, Arztbesuche, Fahrt zu den Eltern.

Walter hat sechs Kinder, von denen vier mit ihren Familien im selben kleinen Dorf wohnen. Drei von sechs haben Arbeit. Immerhin hat er mehrfach in der Woche familiären Kontakt. Auch seine Eltern, die 25 km entfernt wohnen, besucht er mehrmals im Monat. Trotzdem ist sein Leben von Depressionen beherrscht. Einen Eindruck vermittelt die folgende (leicht gekürzte) Interviewpassage:

I: Können Sie mir beschreiben, wie so Ihr Alltag aussieht?

Walter Drossel: Essen, Schlafen, Fernseh kucken. Zu den Kindern gehen.

I: Wie oft sehen Sie die Kinder?

Walter: Manchmal täglich. ...

...

Walter: Tja, was hab ich [letzte Woche] gemacht? Nichts. Das übliche. Einkaufen. Fernseh kucken. Die Kinder besuchen.

... [Pause]

Walter: Wie schon gesagt. Mehr passiert da nicht. Mehr passiert nich.

I: Können Sie das ein bisschen detaillierter erzählen? Also von morgens bis abends einfach mal durchzählen?

Walter: Tja. ... ich steh morgens auf. Ein bisschen später meistens. Dann mach ich das, was nötig ist. Oder machs auch nicht.

I: Was ist das so?

Walter: Bisschen aufräumen. Frühstück. Ab und zu ein bisschen Radio hören. Was so in der Welt passiert. Dann fahr ich einkaufen, wenns nötig ist. Und dann trudel ich wieder hier ein. Fernseh kucken, meistens bis spät in die Nacht. Na. Dann hat sich der Tag erledigt.

... [Pause]

I: Kochen Sie auch selbst?

Walter: Nö.

I: Hat das bestimmte Gründe?

Walter: Ja. ...

I: Welche?

Walter: Zu teuer. ...Braucht Strom. Im Moment versorgt meine Mutter mich immer

noch ein bisschen mit. Die kocht denn immer noch ein bisschen. Spinat mit Ei.

...

I: Und am Wochenende, wie sieht es da bei Ihnen aus?

Walter: Wie in der Woche. Außer einkaufen. Das entfällt denn.

I: Gibt es typische Dinge, die sie immer wieder machen?

Walter: Nee, eigentlich nicht. Das Normale eben.

I: Haben sie denn Verpflichtungen, denen Sie nachkommen müssen?

Walter: Nein. ... Nein.

I: Wie sieht denn ein Tag aus, der nicht so typisch ist? Wann sind Tage nicht so typisch?

Walter: Wenn ich zum Doktor muss. ...

I: Und weswegen fahren Sie zum Doktor?

Walter: Depressionen.

Walter ist arm und bezeichnet sich auch so:

Arm? ... Arm ist relativ. [lange Pause] ... Hm. Naja. In gewissem Sinne schon. Ich muss schon aufpassen, dass ich mit dem Geld zurechtkomme. Da brauchen Leute, die mehr Einkommen haben, nicht so drauf zu achten. Ich muss aufpassen, was ich kauf. In dem Sinne würde ich schon sagen: ja, arm, ja. Nicht bedürftig, aber ... arm, ja. Hm. Ja. Eigentlich hab ich alles, was ich brauche. Aber ... ja, es ist schon so, wie Sie sagen: wenn was kaputt geht, denn wird's natürlich kritisch.

Walters Hauptproblem ist die Ereignislosigkeit seines Lebens und dass er trotz der regelmäßigen Kontakte zu Kindern, Enkelkindern und seinen über 80-jährigen Eltern keine sinnstiftende Betätigung, keine Aufgabe gefunden hat.

I: Haben Sie bestimmte Interessen oder Hobbies?

Walter: Wie?

I: Haben Sie bestimmte Interessen oder Hobbies?

Walter: Nö. Früher bin ich Angeln gegangen. Aber das mach ich auch nicht mehr. Zu teuer geworden. Das bisschen Fisch kann man sich kaufen. Nur so hab ich kein Interesse. Außer meine Familie.

I: Waren Sie mal in einem Verein oder sind Sie in einem Verein tätig?

Walter: Ich war mal im Angelverein. Bis vor vier Jahren.

I: Warum haben Sie da aufgehört?

Walter: Interesse ist auch erloschen.“

So wird sein Leben von den Depressionen beherrscht, aus denen auch der Hausarzt anscheinend keinen Ausweg findet.

Walter: Na ja, würd schon gerne mal verreisen. ... Ist ja alles ein bisschen ... teuer. Mh. Hm. ... Irgendwas, was ich gern tun würde? Det weiß ich nicht.

Petra Ganz: „Vier Mal hab ick unterschrieben auf mein Antrag. Für wat is denn dat gut?“

Petra Ganz ist eine 54-jährige, älter wirkende Frau mit eingeschränkten geistigen Fähigkeiten. Sie hat in der DDR die Schule besucht, „ganz schlecht“, nach eigenen, aber unsicher wirkenden Angaben, mit der Vierten Klasse abgeschlossen und danach bis zur Wende in einer „richtigen“ Landwirtschaft gearbeitet. Zeitangaben und biographische Datierungen wirken oft sehr unsicher.

In der DDR hat sie einfache Feldarbeiten gemacht und im Sommer in der „Wäscherei“, einer Kornreinigungsanlage, im Schichtbetrieb gearbeitet. Das hat ihr Spaß gemacht und sie hat ganz gut verdient. Seit der Wende ist sie arbeitslos. Aber auch die zwei „Euro-Jobs“ der vergangenen Jahre hat sie in guter Erinnerung: „Spaß gemacht!“ Jetzt geben die ihr keine mehr.

Sie hat gesundheitliche Probleme: Zucker, war übergewichtig, hat aber abgenommen, und ist gehbehindert. Ein Versuch, die Erblindung des einen Auges, die nach ihrer Aussage von der Augenärztin zu spät entdeckt worden sei, durch eine Operation zu verhindern oder rückgängig zu machen, ist gescheitert, „es war zu spät“. Nach der Erblindung des einen Auges hat ihr Freund sie verlassen, weil er mit einer Blinden nichts anfangen kann und sie zudem zu dick gewesen sei.

Mit dem Hartz IV kommt sie halbwegs zurecht. Früher hat sie in der letzten Woche vor Überweisung der Monatsrate hungern müssen. Hunger kann sie nicht ertragen. Inzwischen hat sie aber die Tafel in Friedland entdeckt, fährt jede Woche einmal mit dem Bus hin und versorgt sich mit zusätzlichen Lebensmitteln.

Das ist gut, aber es gibt auch Grund zur Klage. Kein Fleisch, zu wenig Obst und Gemüse.

Heute warn auch wieder keine Brötchen. Ham nicht mehr viel Brot gehabt. Kam ja noch welche nach. Und zu dem andern, der hat drei Brote gekriegt. Ich sage, da hätten sie mir doch auch n Brot ... [...] Zwei Tage, da ist mein Brot alle. Iss so. Son kleines Ding da. Buttermilch ham se heut mitgegeben. Naja, ich trink se. Trink sonst keine Buttermilch.

Auch das Blindengeld und die kostenlose Fahrt mit öffentlichem Nahverkehr, die sie neuerdings mit ihrem Behindertenausweis machen darf, haben geholfen. Anfangs wusste sie nicht, dass es diese Unterstützungen gibt, auch die ARGE hat sie nicht darauf hingewiesen. Erst im Zusammenhang mit der Beantragung von Erwerbsunfähigkeitsrente wurde sie über solche Unterstützungsmöglichkeiten informiert. Dann hat sie sich gleich auf den Weg gemacht, trotz Gehbehinderung. Was sie an Unterstützung bekommen kann, versucht sie mit Hartnäckigkeit, fragt, geht in die Ämter, lässt gegebenenfalls Anträge schreiben. Sie kündigt auch an, sich zu wehren, falls die ARGE ihr das Blindengeld vom Hartz IV abziehen will, denn man hätte ihr gesagt, dass die das nicht dürfen. Im Zweifelsfall wird sie zur Blindenstelle gehen und sich Hilfe holen.

Bei der Gestaltung ihrer Lebensumstände ist sie nicht ungeschickt. Beispielsweise hat sie den Verkehr mit ihrem Freund vor der Trennung so gestaltet, dass die Spielregeln für eine Bedarfsgemeinschaft nicht angewendet werden konnten. Von Montag bis Freitag wohnten sie getrennt und haben sich erst am Abend getroffen. Zur Nacht ist der Freund immer nach Hause gefahren. Von Freitag bis Montag aber hat sie ihn besucht, da durfte sie auch bei ihm übernachten, denn es war ja Wochenende. Sie weiß auch genau, dass Zuverdienste zu einer Minderung des ALG II führen würden und meidet diese deshalb. Sie arbeitet zwar nebenher, pflegt Gräber, überwiegend von Familien, deren Kinder und Enkel in den vergangenen 20 Jahren abgewandert sind und aus denen niemand mehr im Dorf wohnt, oder nur ganz alte, die nichts mehr machen können auf dem Friedhof. Sie arbeitet ca. zwei bis vier Stunden

täglich an den Gräbern, je nach Wetter und Bedarf. Aber dafür lässt sie sich nicht bezahlen, sie bekommt Lebensmitteltüten. „Geld darf ick ja nich nehmen, muss ja angegeben werden. Mach ick ja auch. Bloß bringt ja nischt.“ Lebensmittel dürfen die „vom Hartz nich abziehn“.

Da sie nur ihren Namen schreiben und nicht lesen kann, hat sie zwei Frauen, die für sie alles Schriftliche machen, darunter auch die 14-tägige Postkarte an die Schwester. Sie sagt denen, was sie schreiben sollen, die lesen ihr das dann noch mal vor, sie unterschreibt, fertig. Auch Anträge und Formblätter aller Art werden auf diese Weise erledigt. Stolz erzählt sie, dass sie auf der ARGE gelobt wird, weil sie solche Ordnung in ihren Papieren hat.

Den Sinn der ganzen Bürokratie versteht sie zwar nicht und findet die vielen Verfahren, Anträge, Umstände, Regeln und Sanktionen merkwürdig und unsinnig: „Vier Mal hab ick unterschrieben auf mein Antrag. Für wat is denn dat gut?“. Trotzdem macht sie, was man von ihr verlangt.

Was kann die Zukunft noch bringen? Grundsätzliche Verbesserung, gar eine Erwerbstätigkeit, ist nicht zu erwarten, auch wenn sie sich gern nützlich machen würde und mit Freude arbeitet. Nun aber, meint sie, könne sie auch nicht mehr. Ihren informellen Nebenjob auf dem Friedhof wird sie aber nicht aufgeben. „Macht doch Spaß!“

Im günstigen Fall stabilisiert sich die Lebenssituation auf dem gegebenen Niveau, falls ihre Erwerbsunfähigkeitsrente plus Blindengeld etwas über dem derzeitigen Einkommen liegen sollte (was kaum zu erwarten ist). Hungern muss sie dank ihrer cleveren Idee mit den Lebensmitteltüten und der Tafel momentan nicht. Vorm Hungern hat sie Angst. Ihre Perspektive könnte im guten Fall darin bestehen, weiterhin halbwegs über die Runden zu kommen und ihr derzeitiges Leben möglichst ohne Angst oder Verlust der Selbständigkeit zu führen. Ins Heim will sie nicht. „Noch nicht“.

Schicksalsschläge werden nicht zu vermeiden sein, beispielsweise durch Krankheit, Tod der Mutter, die noch im Nebenhaus wohnt und mit der sie sich nicht besonders gut versteht, Verlust anderer wichtiger sozialer Kontakte im Dorf. Irgendwann kommt er, der Umzug

ins Heim. Bislang ist sie trotz ihrer intellektuellen Beschränkungen auch mit schwierigen Situationen wie der Erblindung eines Auges klargeworden, konnte ihr selbständiges Leben weiter führen, ist weder unglücklich noch depressiv. Sich am Leben zu halten, ist ihr Lebenssinn, sie ist aktiv.

Qualifiziert, kompetent, engagiert – und überflüssig

Sabine Fleißig: „Ich mach jetzt was Neues, was auf dem Markt gebraucht wird!“

Sabine Fleißig ist 58 Jahre alt, eine agile, kultivierte, gut aussehende Frau mit hoher Qualifikation, kompetent, engagiert. Sie stammt aus einem Dorf in Vorpommern, ihre Eltern waren Agrarökonominnen an einem DDR-Institut. Sie lernte „Rinderzüchterin und Mechanisatorin“ in einem Volkseigenen Gut, Berufsausbildung mit Abitur, und studierte Agrarökonomie. Ihre erste Arbeitsstelle war das Forschungszentrum Tierproduktion in Dummerstorf, da untersuchte sie die Probleme und die Wirtschaftlichkeit von großen Mastbetrieben. Sie heiratete, bekam zwei Kinder und wohnte dann mit ihrem Mann in ihrem alten Heimatdorf in Vorpommern, erst zu Dritt in einem Zimmer, dann in einer kleinen Wohnung in einem der ländlichen Plattenbauten Typ „Brandenburg“. Sie arbeitete dort in einer wirtschaftsleitenden staatlichen Behörde der DDR und beschäftigte sich unter anderem mit dem Zustand der Grundfonds, den verschlissenen Ställen und Gebäuden. Da sie 1989 nicht mehr bereit war, die Berichte an die übergeordnete Behörde wunschgemäß zu schreiben, hatte sie Ärger mit den Chefs, kündigte und wechselte nach Neubrandenburg, wo sie nach langer Wartezeit eine Neubauwohnung für die Familie bekam. 1990 wurde die wirtschaftsleitende Behörde der Milchwirtschaft, in der sie inzwischen tätig war, als eine der ersten staatlichen Stellen geschlossen. Sie hatte sich aber beim Arbeitsamt schon eine Umschulung organisiert:

Ich hatte die Idee, ich mach jetzt was Neues, etwas, was auf dem neuen Markt gebraucht wird. Der Umweltbereich hat

mich schon näher interessiert. Da kriegte ich dann 1990 ein Jahr eine Umschulung zum Umweltberater.

Auch ein Computerkurs schloss sich an.

Das war alles umsonst, [...] ich kriegte keine Arbeit. Hier waren die Firmen einfach noch nicht so weit 1991. Die haben dann lieber Vertragsstrafen bezahlt, als dass sie jemanden für den Umweltbereich eingestellt haben.

Damals gab es noch gut ausgestattete und normal bezahlte ABM-Projekte. Auf einer Projektstelle der Grünen Liga baute sie eine Erzeuger-Verbrauchergemeinschaft und einen Naturkostladen auf und führte Umweltberatung an Schulen durch. Als die Finanzierung auslief, arbeitete sie noch eine Zeit lang ehrenamtlich weiter, dann wurde der Naturkostladen geschlossen. Nach ein paar Wochen Arbeitslosigkeit fand sie eine neue Projektstelle als Leiterin des ABM-Projekts „Naturpark Tollensesee“. Dort wurden Kartierungen und Bestandsaufnahmen für einen möglichen künftigen Naturpark durchgeführt. Leider wollte der Landkreis den Naturpark nicht und mit dem Ende der Finanzierung war sie wieder arbeitslos. Ein weiteres Jahr war sie Projektleiterin für Landschaftsschutz im Stadtgebiet beim Umweltamt, ebenfalls ein gefördertes Projekt, das mit der Finanzierung nach einem Jahr zu Ende ging. Bis dahin hat sie aber ganz gut verdient und sparsam gelebt, das Gesparte hat sie in Fonds angelegt und dabei clever Plus gemacht. Weil sie immer rechtzeitig aus den Geldanlagen ausgestiegen ist, konnte sie ihre Einlagen verdreifachen.

Von 1996 bis 1998 war sie arbeitslos, die Zeit gut bezahlter ABM-Stellen war vorbei. Sie orientierte sich neu, *Marketing* schien gefragt. Sie absolvierte einen neuen Kurs für Marketing und Betriebswirtschaft, machte ein Praktikum in einem neu entstehenden Betrieb, der Geodaten verkaufen wollte, und wurde mit drei Kolleginnen für den neuen Bereich Marketing eingestellt. Die Arbeit war recht gut bezahlt. Dort bauten sie eine große Datenbank auf, stellten Firmenkontakte her und richteten die Webseite ein. Die Geschäfte liefen aber sehr schleppend. „Der Chef hatte immer neue Ideen, aber man hat nichts verdient.“ Nach gut zwei

Jahren wurde die Firma umbenannt, aus einer AG in eine GmbH umgewandelt, das Personal stark reduziert – auch Sabine musste gehen.

Nun begann eine Zeit der Arbeitslosigkeit mit vielen erfolglosen Bewerbungen. Der Ehemann verfiel dem Alkohol, man trennte sich, Sabine zog mit den beiden Kindern in eine neue Wohnung. Sie verkaufte ihre Geldanlagen und konnte eine Weile davon leben. Aber die vielen kleinen Jobs reichten nicht, um neuen ALG I-Anspruch zu erwerben, weshalb sie 2004 schon mal ein paar Monate Hartz IV in Anspruch nehmen musste.

2002 bewarb sie sich auf eine Stelle der regionalen Wirtschaftsförderung, arbeitete dort auch ein paar Monate und war insbesondere für den IT-Bereich zuständig. Dann wechselte die Leitung, der angeblich als Freund des Bürgermeisters ins Amt gehievte neue Projektleiter änderte das Konzept, es gab zunehmende Auseinandersetzungen und sie musste gehen. Anschließend arbeitete sie sechs Monate bei einem Milchverarbeitungsbetrieb als Marketingleiterin, 100 km entfernt vom Wohnort. Sabine organisierte den weltweiten Vertrieb von Kaffeesahne und anderen Milchprodukten. Der Vertrieb musste neu aufgebaut werden, weil ihre Vorgängerin, die den Betrieb im Streit verlassen hatte, die Festplatte mit allen Vertriebsdaten gelöscht hatte. Leider ging der Betrieb im Jahr darauf in Insolvenz und wurde von einem westdeutschen Betrieb aufgekauft; sie wurde entlassen.

Das Arbeitsamt konnte ihr nie eine Stelle vermitteln, also suchte sie auch diesmal wieder selbst und wurde fündig im Callcenter. Das Arbeitsamt bezahlte dem Callcenter einen sechswöchigen Kurs, der allerdings nur aus einer kurzen Einweisung bestand, nach dem man ganz normal arbeitete. Sie wurde nach der Probezeit eingestellt, arbeitete für 6 Euro die Stunde, Überstunden wurden je nach Auftragslage oft gemacht, aber in der Regel weder bezahlt noch abgebummelt. Bei einem Teamwechsel gab es zunehmende Differenzen, die neue, sehr junge, aber beinharte Teamleiterin hatte Probleme, eine „Studierte“ unter sich zu haben, und mobbte Sabine, bis sie schließlich zu einem anderen Callcenter als „Mediaberater für Firmen- und Geschäftseinträge“ wechselte.

Der Name verbirgt profanen Telefondienst, wie vorher auch, Bezahlung unverändert.

Unbefristete Verträge gibt es in Callcentern nicht, also wurden die Mitarbeiter nach zwei Jahren entlassen, damit der Vertrag nicht gesetzlich zu einem unbefristeten wird. Das ist auch ihr passiert. Dann war sie für knapp zwei Monate „Redakteur für Wirtschaftsinformation“ bei einem anderen Datenbankunternehmen, auch wieder im Telefondienst. Bezahlung 165 Euro pro Monat (das, was man ohne Abzüge neben dem Arbeitslosengeld zuverdienen darf) für maximal 14,9 Wochenstunden, macht 2,75 Euro die Stunde.

Am Ende dieser Abwärtsspirale von der studierten und gut bezahlten Agrarökonomin zur 3-Euro-Telefonistin stand wieder die Suche nach Arbeit. Inzwischen hat sie wieder geheiratet, ihr Mann verdient gut. Sie ist weiter arbeitssuchend, Hartz IV bekommt sie aber wegen des Einkommens ihres Manns nicht. Die aktive, selbstbewusste und kompetente Frau ist zurückgeworfen auf ein überholtes Familienmodell: sie lebt vom Geld des Ehemanns und führt dessen Haushalt. Sie sucht weiter nach Arbeit:

Ich bin seit über einem Jahr bei einem Anbieter ... angemeldet mit vier, fünf verschiedenen Sachen, und da bekomme ich täglich ein oder zwei E-Mails, was an Stellen ist. Ich suche auch über Stadt.de, ich kuck in der Zeitung... Bei der Diakonie, Klinik, Mitarbeiter im Archiv habe ich mich beworben, beim Analysenservice und verschiedenen Personalservices habe ich mich beworben, als Medianberater, Verkäufer im Außendienst, bei der Stadtwirtschaft, bei der Volkssolidarität, der Lebenshilfe e.V. ... In 80 Prozent der Fälle bekommt man gar keine Antwort.

Das Problem ist nicht die Armut, sondern die Verschwendung von Ressourcen und Potenzialen, die sich in dieser Geschichte offenbart. Arm dran das Land, das solche Menschen nicht gebrauchen kann.

Sabine ist hoch qualifiziert und engagiert. Eine vollwertige und anerkannte Berufstätigkeit gehört unverzichtbar zu ihrem Selbstbild, zu ihrer Identität. Sie hat immer versucht, sich den Markterfordernissen entsprechend an-

zupassen, ihre Aufgaben bestens zu erfüllen und hat Verantwortung nicht gescheut, sie hat nicht auf die Uhr geschaut, ist täglich zweimal 100 km zur Arbeit gefahren, hat sich weitergebildet und gekümmert. Sie hat neben einer anstrengenden Berufstätigkeit zwei Kinder großgezogen. Aber sie ist eine Ostdeutsche, eine Frau, inzwischen über 55, sie ist überqualifiziert und sie lebt in einer Region, in der es wirtschaftlich abwärtsgeht. Ihr Engagement und ihre Kompetenz schrecken manche Arbeitgeber vielleicht sogar ab. Besser, sie wäre früher woanders hingegangen, zum Beispiel zu ihrem Sohn, dem es in Köln ganz gut zu gehen scheint.

*Familie Hinrich und Manfred Großer:
Hartz IV bis ans Lebensende*

Zwei weitere Fälle sollen nur skizziert werden. Das Ehepaar Hinrich, sehr nette und freundliche Leute, gründeten ein Restaurant, mussten aber nach ein paar Jahren aufgeben. Beide beziehen Hartz IV, absolvierten Ein-Euro-Jobs, holen sich Lebensmittel von der Tafel usw. Sie sind Mitte 50, eine neue Perspektive ist nicht in Sicht und auch kaum denkbar. Sie haben ein Enkelkind aufgenommen, weil die Tochter, die noch ein weiteres Kind hat, mit dem etwas schwierigen Jungen alleine nicht klarkommt. Das ist eine Aufgabe, die ihrem Leben neuen Sinn gegeben hat, eine allerdings nicht gerade leichte Aufgabe, obwohl der Junge bei den Großeltern besser klar zu kommen scheint als bei der überforderten Mutter. Aber natürlich ist das Enkelkind in den Verfahren der ARGE nicht vorgesehen. Daher gibt es die üblichen Streitereien wegen der Wohnungskosten: Der Enkel zählt ja nicht. Auch dies sind Leute mit überdurchschnittlichem Engagement, die was riskiert haben und nun ohne vernünftiges Einkommen und ohne akzeptable Rentenansprüche dasitzen: Hartz IV-Niveau für den Rest des Lebens ohne die Chance, daran etwas zu ändern.

Auch Manfred Großer ist so ein Fall. Er hat sein ganzes Leben in Wiesenland verbracht, hat hier Verwandte, Freunde, Garten und Heimat. Er war Agrotechniker, hatte nach der Wende eine verantwortungsvolle Aufgabe in einem großen Recycling-Betrieb.

Da war ich zehn Jahre Schichtleiter ... Bis der andere Chef kam und sagte: „Die Lohnnebenkosten sind so hoch. Ihr müsst alle zur Zeitarbeitsfirma gehen.“ Für 5 Euro. Ich sage: „Seid ihr nicht ganz dicht, oder?“ Ich kann doch nicht für 5 Euro von Wiesenland nach Neuhausen [25 km], für 5 Euro, arbeiten gehen. ... Bin ich abgehauen. Alle drei Schichtleiter ... Sind viele gegangen damals.

Nun sitzt er mit 54 Jahren in einer Kleinstadt, in der es absolut keine Industrie und für solch Überqualifizierte wie ihn keine Arbeit mehr gibt.

Umschulung, Umschulung, Umschulung. Immer Umschulung. Ein-Euro-Jobs, beim Bau hier inne Stadt, hier im Bauhof. Gebastelt für Kindergärten und alles so was. Und das Arbeitslosengeld wurde immer weniger. Dann bin ich in Hartz IV nachher gefallen. ... Meine Frau auch. Die war Chefin inne Küche. Das ist nachher kaputt gegangen. Die Küche ist aufgelöst worden. Sie auch immer: Umschulung, Umschulung, Umschulung, Umschulung. Hier ist nichts mehr in Wiesenland. Die Küche gibt's auch nicht mehr.

Ich hätte mal damals, hätte ich mal hören sollen, ach. Hätt ich mal auf die Wessis gehört. Meine Verwandtschaft in Bielefeld: „Kommt her, wir haben hier Arbeit für Euch!“... Da hatten wir aber beide aber noch Arbeit.

Seine Frau war früher Leiterin einer Betriebsküche, sie ist nach mehr als 20 Jahren Arbeitslosigkeit und Umschulungen so resigniert, dass sie abwinkt und gar nicht bereit ist, ein Interview zu geben: „das ändert ja nichts mehr.“

Wir sind ja beide bei der Bürgerarbeit. Da sollte ich nach Neubrandenburg fahren, hinter Neubrandenburg, für 700 Euro. Sollte ich ausliefern, Rostock, Berlin, Schwerin. Für 700 Glocken. Bürgerarbeit verdient man netto 700 Euro. ... Nee, mach ich nicht. Dann bin ich nachts um zwei zu Hause und nächsten Morgen wieder. Ausbeutung ist das. Das ist genauso wie jetzt auf dem Friedhof, Bundesfreiwilligendienst. Das ist Ausbeutung. 40 Stunden für 200 Euro. Früher [gemeint ist der Zivildienst für Jugendliche vor Abschaffung der Wehrpflicht]

hat es mehr gegeben. Aber uns ziehen sie das teilweise beim Hartz IV ab, weil wir ne Bedarfsgemeinschaft sind. Nie wieder. Ich will weg vom Amt, aber wie? Was soll jetzt passieren? Ich geh nicht weg, wo soll ich denn hin? Im Dezember läuft die Bürgerarbeit aus. Vier Jahre war ich dann da. Danach, hat mir meine Vermittlerin gesagt, muss ich zu 50 plus. Da wird dasselbe gemacht wie bei der Bürgerarbeit.

Wenn zehn Jahre oder mehr an Rentenbeiträgen fehlen, dann ist das Urteil auch in diesem Fall klar: Hartz IV-Niveau bis ans Lebensende.

Jochen Benkert: Rettung aus dem Absturz

Auch Jochen Benkert war qualifiziert, kompetent, engagiert, hoch bezahlt und geriet dann in eine Abwärtsspirale. Aber hier kommt noch etwas hinzu: der Absturz mit Alkohol und ein bislang erfolgreicher Versuch, sich selbst zu retten.

Jochen gehörte zur DDR-Arbeiterelite, hat CNC-Techniker (Computerized Numerical Control, rechnergestützte numerische Steuerung) gelernt, so etwas wie Computer-gesteuerte Werkzeugmaschinen, damals noch ohne Computer, und in einem DDR-Rüstungsbetrieb in Mecklenburg-Vorpommern gearbeitet. Der Betrieb wurde 1990 in Einzelteile zerlegt und privatisiert, aber er fand schnell wieder Arbeit. Da er was Neues und Einträgliches machen wollte, wurde er Berater und Verkäufer im Elektro-Großhandel und arbeitete sich über mehrere Etappen zum Abteilungsleiter hoch. Er verdiente gut, der Job war interessant, er kam viel herum im Land, war angesehen und galt als hochkompetent.

Zehn Jahre nach der Wende aber ging der Boom zu Ende und viele Elektrogroßhandels-Filialen machten dicht. Auch sein Unternehmen schloss die Neubrandenburger Filiale, bot ihm aber eine Beschäftigung in Magdeburg an. Allerdings nicht mehr als Angestellter, sondern als freier Mitarbeiter, selbständig auf eigenes Risiko und natürlich ohne soziale Absicherung. Wie es weitergeht, kann man sich denken. Das Geld reichte gerade, die Fahrtkosten und den Steuerberater zu finanzieren, also musste er irgendwann aufgeben.

Er hat versucht, eine neue Arbeit zu finden, nicht mehr im Handel, wieder in der Produktion.

Die Grundkenntnisse sind ja da. [...] Die Software ist natürlich viel viel weiter als damals. Sicherlich, mir hätte ... auch eine Einarbeitung in so einer Produktionsstätte [gereicht]. Aber det sieht ja keiner. [...] Man könnte ja auch mal ein Praktikum machen. Hätte ich auch gemacht für ein, zwei Monate oder so. [...] Ich meine, mir hätte das nichts ausgemacht. ...

Ich habe mich ja auch selbst bemüht über das Arbeitsamt. Ich meine, damals war ich noch 48 [...] habe das angekurbelt, eine Umschulung zu machen als Mechatroniker. Diese Sache wäre gelaufen drei Jahre, wie ne Lehre im Prinzip. [...] Haben sie nicht genehmigt, die Umschulung. Weil ich hab ja keinen Arbeitgeber gehabt, der mich denn [...] übernehmen könnte.

Er bewirbt sich bei einem Maschinenbaubetrieb. „Ja, ... die Umschulung. Wenn dann noch Bedarf ist.“ Eine Zusage des potenziellen Arbeitgebers bekommt er nicht und ohne Zusage finanziert die Arbeitsagentur keine Umschulung. Auch als Kraftfahrer hat er sich beworben:

Son Test mitgemacht, [...] 1000 Fragen ausgefüllt. Und denn hamse jeden einzeln reingerufen [...] Und dann sitzt der vor mir und kuckt sich meinen Bogen da an und sagt zu mir: „Wir könn Sie aber nicht gebrauchen. [...] Sie [sind] überqualifiziert.“ Ja, wieder der Hammer.

Inzwischen löste sich die Familie auf, die Frau zog mit der Tochter weg, die beiden Pflegesöhne brachte er noch bis zum 18. Lebensjahr durch, besorgte ihnen eine Ausbildungsstelle und eine eigene Wohnung und wünschte ihnen viel Glück. Eine Weile riefen sie ab und zu noch an, inzwischen ist der Kontakt abgerissen. Er verkaufte das Haus, bezahlte die Schulden, zog in eine kleine Plattenbauwohnung und ertränkte sein Unglück. Die Fahrerlaubnis schwamm mit den hochprozentigen Getränken davon.

Dann aber der Selbstversuch, nachdem der Arzt ihm sagte, seine Leber hätte nur noch ein paar Jahre, es sei denn, er hört sofort, ganz und für immer mit dem Alkohol auf. Suchtberatung,

Therapie, Reha, Schuldnerberatung. Der Ein-Euro-Job und AWO halfen ihm, nicht zuletzt auch eine neue Partnerin. 18 Monate ist er trocken und nun denkt er darüber nach, wie er die Fahrerlaubnis zurückbekommen kann, hat einige der dafür erforderlichen komplizierten Schritte schon erfolgreich absolviert, will zu seiner Partnerin in eine Großstadt weit weg ziehen, sich wieder Arbeit suchen.

Ich muss unbedingt, wenn's geht, zehn Jahre noch arbeiten. Damit ich wenigstens – die 45, die krieg ich ja nicht mehr voll. Aber ich muss ja wenigstens versuchen, soviel Jahre zusammenzubekommen, damit im Endeffekt noch was hängenbleibt.

Hoffen wir, dass dies schlussendlich eine Erfolgsgeschichte wird. Jochen hat die Hilfsangebote genutzt. Schuldner- und Suchtberatung, AWO und Ein-Euro-Jobs waren ganz wichtig, um sozial eingebunden zu bleiben und sich selbst retten zu können. Auch die Arbeitsagentur hat mit dem Fallmanagement geholfen, jeweils die richtigen Hilfsangebote zu finden, und hat ihn unterstützt, indem sie ihn in der kritischen Zeit nach dem Entzug ununterbrochen in Ein-Euro-Jobs integrierte, damit er nicht allein zu Hause sitzt. Nur eines konnte die ARGE nie: ihm eine Arbeit vermitteln, keine anständige und gut bezahlte, die seiner Qualifikation und Kompetenz entsprochen hätte, aber auch keine andere, schlecht bezahlte. Nur ein Call-Center hatten sie im Angebot, aber das wollte er nicht:

Ich sach: „Stopp. Kein Call-Center, bitte.“ [...] Hat se mir [...] gesacht: „Kann ich ablehnen.“ [...] Also dat, auch wenn ich das könnte. Nein, mach ich nich.

Rolf Hausner: „Du kannst was mit Holz, komm mal.“

Rolf Hausner wohnt in einer fast verlassenem Kleinstadt in Vorpommern im Haus seiner Eltern, beide Rentner, Vater demenz. Er hat in seinem Leben drei Anläufe gemacht, ein Lebensprojekt zu verwirklichen, auch er ist ein Typ mit überdurchschnittlichem Engagement, qualifiziert und kompetent. Allerdings hat er sich immer vor der Unternehmerrolle gedrückt, vielleicht, weil er in der ostelbi-

schen Arbeitnehmersgesellschaft sozialisiert wurde, vielleicht, weil er in der DDR in einem Volkseigenen Gut gearbeitet hat, vielleicht aus ganz individuellen Gründen. Er war immer der Macher hinter dem Chef. Er hatte Pferdezüchter gelernt, Pferdesport betrieben und war Bezirksmeister im Springreiten. Pferde waren und sind seine Leidenschaft, auch wenn er heute aus gesundheitlichen Gründen nur noch Fahrspport betreibt.

Sein erstes Projekt war, eine Pferdezucht in einem VEG nahe bei Berlin aufzubauen. 75 Zuchttiere waren es, als die Treuhand 1992 den Betrieb und die Tiere weit unter Wert, wie Rolf meint, verschleuderte. Nebenbei hat er eine Familie gegründet und ein Haus gebaut. Mit dem VEG löste sich aber auch die Familie auf, das Haus wurde verkauft, die Einnahme war sehr anständig, denn die Grundstückspreise für ein Haus im Berliner Speckgürtel waren nach der Wende enorm gestiegen.

Nach ein paar Monaten mit unwichtigen Jobs ging er nach Schweden, wo ein Freund ihn hinlockte. Ein Bayrischer Unternehmer hatte einen schwedischen Bauernhof gekauft, ein Steuersparmodell, und wollte daraus einen Super-Biohof gemacht haben. Dafür suchte er einen Angestellten. Das wurde Rolfs zweites großes Lebensprojekt. Aus anfangs 20 mageren Kühen wurde ein Rundum-Bauernhof mit Bäckerei, Käserei, Fleischerei, Biogasanlage, eigenem Hofladen und Verkaufswagen. Zwei polnische Jungs und zwei tschechische Mädels wurden (schwarz) eingestellt, der Betrieb florierte. Auch hier war er nicht der Chef, aber so, wie er es darstellt, war er Motor und Gestalter. Er und der zweite deutsche Kollege haben sehr hart gearbeitet und sehr wenig verdient (im Verhältnis zu vergleichbaren schwedischen Beschäftigungsverhältnissen), aber der bayerische Eigentümer ließ sie offensichtlich weitgehend machen:

[...] der hatte Geld. Was wir da in Schweden in den Hof ringepumpt haben in den Hof, det ging auf keine Kuhhaut. Du brauchtest bloß anrufen. Herr Sowieso, wir brauchen...

Aber auch hier hatte er zusätzlich ein privates Projekt, baute ein Blockhaus aus, kaufte das Grundstück, baute ein zweites Haus, holte seine Tochter nach Schweden. Wieder schien

es, als hätte er es geschafft. Dann aber ging der schwedische Bauernhof Pleite. Schuld, so meint Rolf, war „der Alte“, der bayerische Eigentümer, weil der kein ordentliches Biosiegel einführen wollte. Ohne Siegel konnten sie nur zu den konventionellen Preisen verkaufen, die nicht kostendeckend waren. Man muss vermuten, dass die Konkurrenz der großen Lebensmittelkonzerne beim Untergang kleiner, nicht zertifizierter Biohöfe eine Rolle spielte, denn gerade in dieser Zeit entdeckten sie Bioprodukte als neuen Markt und boten diese zu Preisen an, mit denen Hofläden nicht konkurrieren konnten.

Rolf hat dann in Schweden noch eine Weile bei einem kleinen lokalen Holzbetrieb (einer Art Baumarkt) gearbeitet, aber auch der ging durch die wachsende Konkurrenz europäischer bzw. deutscher Baumarktketten Pleite. Er bezog ein Dreivierteljahr Arbeitslosengeld in Schweden, aber während der akuten Wirtschaftskrise 2009 verkaufte er seine Immobilien und zog zurück nach Deutschland in das Haus seiner Eltern.

Ein paar Jobs hat er noch gemacht, selbst gesucht, das Arbeitsamt konnte ihm niemals etwas anbieten, Jobs mit Pferden und Landwirtschaft in Tourismusregionen weit weg von zu Hause. Die Bezahlung war abgründig schlecht (800 Euro für zwölf und mehr Stunden Arbeit am Tag bei sechs bis sieben Arbeitstagen in der Woche) und zum Saisonende wurde man entlassen. Jetzt bleibt er zu Hause, er kann die Eltern nicht mehr allein lassen.

Damit begann sein drittes, erheblich abgespecktes Lebensprojekt: das Haus der Eltern in Schuss bringen, sich selbst eine Wohnung darin ausbauen, die Eigentumsverhältnisse zwischen den vier Brüdern regeln, den Garten in Schuss bringen und die Gestaltung der Lebensumstände für die alt gewordenen Eltern und den dementen Vater in seine Hände zu nehmen.

Jetzt bezieht er Hartz IV, macht den dritten oder vierten Ein-Euro-Job, fast ohne Unterbrechung. Dort wird er gebraucht und ist angesehen.

In Ducherow bin ich jetzt eineinhalb Jahre. Normalerweise ist das ja auch bloß ein halbes Jahr. Aber ich hab det verlängert, verlängert, verlängert. [...] aber der Anton, der so ein bisschen Vorarbeiter macht:

„Du kannst viel mit Holz. Komm mal.“ So kam das.

Finanziell kommt er klar. Die Reserven aus dem Verkauf der Häuser im Berliner Umfeld musste er noch nicht angreifen. Mit dem Hartz IV, der Rente der Eltern, dem Garten, „Gemüse, Kartoffeln, Radieschen, viel Blumen, weil Mutter viel Blumen haben möchte“, dem Ein-Euro-Job und hier und da einem mehr oder weniger schwarzen Nebenjob kommen sie alle gut über die Runden, essen, was ihnen schmeckt, und kaufen, was sie haben möchten.

Ich muss immer zum Monatsende sehen, dass ich mein Geld vom Konto krieche, weil, das sieht dann immer ein bisschen dusselig aus, wenn zum Monatsende ein Haufen Geld auf dem Konto ist.

Wenn es in diesem Fall eine Tragödie gibt, dann ist es die, dass Rolf – jemand mit Kompetenz, großem Engagement, viel Einsatz und Rechtschaffenheit – in der Wirtschaftsgesellschaft Ostdeutschlands der 1990er und 2000er Jahre nicht gebraucht wird und nicht genutzt werden kann. Sicher, seine Kompetenz ist nicht umfassend. Mit Computern hat er nichts am Hut. Er ist weder mental der Unternehmertyp noch hätte er die dafür erforderlichen Kompetenzen. Er kann einen Landwirtschaftsbetrieb organisieren, ist handwerklich überdurchschnittlich begabt, qualifiziert und sehr sorgfältig und korrekt. Er war aber immer lieber der Mann hinter dem Chef und hat die Leitung anderen überlassen. Aber er weiß wohl, was er drauf hat. Im wirtschaftlichen Kontext Ostdeutschlands gab es für ihn keine Chance. Er wurde nicht gebraucht. Das hat ihn sehr gekränkt, auch wenn er nicht verbittert ist. Er hat eben versucht, sein eigenes Ding zu machen, sich zur Not zu beschneiden in den Ansprüchen. Die Jobs, die sich anboten, mies bezahlt, sozial schlecht abgesichert und ohne Perspektiven, nahm er oft an, obwohl sie ihn genauso gekränkt haben dürften wie die Tatsache, dass es keine berufliche Perspektive gab für jemanden, der sich auskannte, der hart zu arbeiten gewohnt war und der überdurchschnittlich engagiert und fleißig ist. Nach diesen Erfahrungen erwartet er von der Gesellschaft nichts mehr. Aber er wird über die Runden kommen.

Alle diese Fälle zeigen, dass die Arbeits-

losigkeit und bis auf das Existenzminimum sinkende Einkommen nicht nur unqualifizierte und unmotivierte Menschen treffen, sondern auch qualifizierte, kompetente und engagierte. Auch wenn sie sich viel Mühe geben, gegen die Abwärtsspirale anzukämpfen: unter den gegebenen Umständen in einer peripheren ländlichen Region gelingt es auch ihnen kaum, nach einem Verlust des Arbeitsplatzes wieder auf die Beine zu kommen. Abwanderung scheint der einzige Ausweg. Dieser Befund stellt die Diskussion um einen vermeintlichen Fachkräftemangel und die angeblichen Bemühungen, ältere Arbeitnehmer länger in Beschäftigung zu halten, ins Zwielicht. Sind diese Bemühungen ernst gemeint? Wirklich wichtig scheint nur zu sein, das Lohnniveau zu drücken, den Billiglohnsektor groß zu halten und mit der aus Hartzern, Ein-Euro-Jobbern, Bürgerarbeitern und Umschülern bestehenden Reservarmee Druck auf die Beschäftigten auszuüben.

Anmerkung

- 1 Die Geschichte von Tobias Krull entstand nicht durch ein Interview. In drei informellen Gesprächen erzählte Tobias Krull im Dezember 2013 seine Erlebnisse. Leider gelang es nicht mehr, Tobias für eine Interviewaufzeichnung zu gewinnen. Auf wörtliche Zitate muss daher verzichtet werden.

Berliner Debatte Initial 27 (2016) 3

Sozial- und geisteswissenschaftliches Journal

© **Berliner Debatte Initial** e.V.,
Ehrenpräsident Peter Ruben.
Berliner Debatte Initial erscheint viermal jährlich.

Redaktionsrat: Harald Bluhm,
Wladislaw Hedeler, Cathleen Kantner,
Rainer Land, Dag Tanneberg, Udo Tietz,
Andreas Willisch.

Redaktion: Ulrich Busch, Erhard Crome,
Wolf-Dietrich Junghanns, Raj Kollmorgen,
Thomas Möbius, Robert Stock, Matthias
Weinhold, Johanna Wischner.

Redaktionelle Mitarbeit: Gregor Ritschel,
Benjamin Sonntag.

Verantwortl. Redakteur: Thomas Müller.

V.i.S.P. für dieses Heft: Rainer Land.

Satz: Rainer Land.

Copyright für einzelne Beiträge ist bei der Redaktion zu erfragen.

E-Mail: redaktion@berlinerdebatte.de
<http://www.redaktion.berlinerdebatte.de/>

Berliner Debatte Initial erscheint bei
WeltTrends, Medienhaus Babelsberg
August-Bebel-Straße 26-53
D-14482 Potsdam
www.welttrends.de

Preise: Einzelheft 15 €,
Jahresabonnement 40 €, Institutionen 45 €,
Studenten, Rentner und Arbeitslose 25 €.
Für ermäßigte Abos bitte einen Nachweis (Kopie)
beilegen. Das Abonnement gilt jeweils für ein
Jahr und verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn
nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Bestellungen: Einzelhefte im Buchhandel;
Einzelhefte (gedruckt oder als PDF) und einzelne
Artikel (als PDF) im Webshop:
<http://shop.welttrends.de/>
oder per E-Mail:
bestellung@welttrends.de
oder telefonisch: +49/331/721 20 35
(Büro WeltTrends)

Abonnement per Mail, telefonisch oder per Post

bestellung@welttrends.de
+49/331/721 20 35

WeltTrends, Medienhaus Babelsberg
August-Bebel-Straße 26-53
D-14482 Potsdam

Ich bestelle ein Abonnement der Berliner Debatte Initial ab Heft

- Jahresabonnement 40 € (Institutionen 45 €).
- Abonnement ermäßigt 25 Euro (Studenten, Rentner, Arbeitslose etc.),
Nachweis bitte beilegen.

Name:

Straße, Nr.:

Postleitzahl: Ort: Telefon:

Ich weiß, dass ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen bei der Bestelladresse schriftlich widerrufen kann.

Datum: Unterschrift: